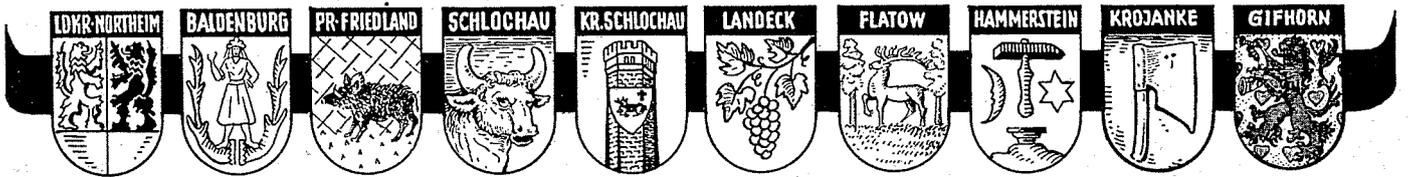


Neues Schlochauer-Flatower Kreisblatt



10. Jahrgang

Bonn, am 26. Mai 1962

Z 5277 E

Nummer 5 (113)

Pfingsten damals und heute

Pfingsten, das „liebliche Fest der Maien“, ist wieder einmal gekommen. Wer erinnert sich nicht gern an die mit Maigrün geschmückten Städte und Dörfer unseres Ostens, wer denkt nicht voller Wehmut an die Schützenfeste, die Maibälle und die zahlreichen „Maitouren“, die nun einmal das Erwachen der Natur erst recht zu einem fröhlichen und lebenserneuernden Ereignis machten.

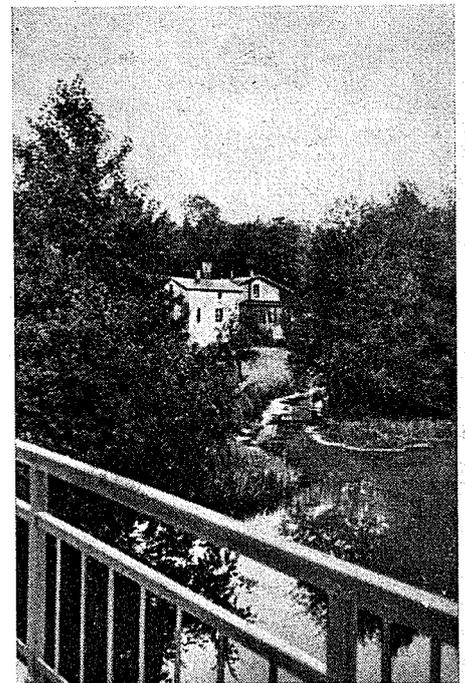
*

Pfingstausflüge unternahm man auf „Schusters Rappen“ oder manchmal auch mit Pferd und Wagen. Durch „Feld und Buchenhallen“, vorbei an spiegelblanken Seen und leichten Anhöhen, Anemonen und andere Frühlingsblumen pflückend und Mailieder singend. Haus bei Haus in den Dörfern und Städten grüßten die Maibäume an den Haustüren die Vorüberziehenden: der Frühling war auch in die Häuser gedrungen. — Mittags rüstete sich der Schützenverein zum Umzuge durch den Ort, die letzten Vorbereitungen für das „Einholen“ des alten Schützenkönigs und seiner Ritter wurden getroffen und die Musikkapelle versammelte sich mit den Schützenbrüdern im Vereinslokal. Selbst aus den umliegenden Ortschaften war man herbeigeeilt, um den prächtigen Festzug in Augenschein zu nehmen. Bald, nachdem man am Schützenplatz angelangt war, konnte man die ersten Schüsse auf die Königs-scheibe fallen hören. Inzwischen drängte man sich auf dem Festplatz, begrüßte alte Freunde, versuchte einen Platz auf dem Karussell zu erwischen und ließ das Leben und Treiben auf sich einwirken wie eine Medizin nach langem, langem Winterschlaf. — Aber auch ein Spaziergang durchs Dorf war an den Pfingsttagen ein Erlebnis. Da standen an den kleinen Fenstern die Gläser mit den Kalmusstangen, Kalmus gehörte zum Pfingstfest und wurde bereits einige Tage vorher überall angeboten. Ganz Gewitzte konnten auf den Kalmusblättern flöten, daß man seine Freude daran hatte. Aber zu Pfingsten blühte bei uns auch der Flieder. Seine Büsche rahmten die Häuschen ein, die nun mitten in der Blütenpracht wie verzaubert waren. — Ja, das war Pfingsten zu Hause.

*

Und heute? Ach, es ist eine Erinnerung geworden, aber eine von denen, die nie versinkt, auch wenn viel Leben und viel

Freude seitdem versunken ist. Es ist ja das Wesen der rechten Freude, daß man sie niemals nur „gehabt“ hat, sondern, daß man sie in der Erinnerung auch wirklich wieder „hat“. Und ist Pfingsten nicht viel mehr als nur Erinnerung? Ist es nicht eine unendlich starke Hoffnung? Aus einer Schar von Fischern und Handwerkern, von unbekanntem und ungelehrten Leuten, über die man lachte, die man verspottete: „Sie sind voll des süßen Weines“, ist ein Reich gebaut worden, nicht von dieser Welt, aber mitten in dieser Welt, allein durch den Glauben an eine unsichtbare Macht, an Gottes Sendung und Auftrag! Aus dem alten Prophetenwort: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth“ ist etwas geschehen, das durch zwei Jahrtausende hindurch mehr Leben, Freude und Frieden geschenkt hat, das festeren Bestand gehabt hat als alles, was mit den sogenannten Realitäten dieser Welt begründet worden ist. — Das ist unsere große Hoffnung von Pfingsten her, so arm und ohnmächtig wir auch sind, ja weil wir so arm und ohnmächtig sind, daß wir in unserer Charta der Heimatvertriebenen auf „Heer oder Kraft“, auf jede Gewalt überhaupt verzichtet haben, daß auch ohne Heer oder Kraft durch den Geist Gottes ganz andere Mächte erschüttert werden, als die sogenannten „Weltmächte“, daß ganz andere Grenzen zerbrochen werden als etwa die Oder-Neiße-Linie; daß der Einbruch des Heiligen Geistes in diese Welt und Zeit



Dort, wo die Brahe den Großen Ziethener See zu durchfließen beginnt, an seinem Nordrande, liegt die Jugendherberge Schönthal. Gewiß ist hier früher der eine oder andere von uns zur schönen Frühlingszeit mit Ränzel und Wanderstab eingekehrt.

Neues schafft, von dem wir uns heute auch nicht die geringste Vorstellung machen können! Es geht ja zu Pfingsten nicht um unsere Taten, sondern um die „großen Taten Gottes“. Und: „Es ist ihm ein Kleines, durch viel oder wenig zu helfen“.

Über das Wandern

Drang nach der Fremde trieb die Germanen. Heute ist das Wandern als eine Körper und Geist gleich stärkende Betätigung von ungeheurem gesundheitlichem und sittlichem Wert wiedererkannt worden. Es gibt auch nichts Herrlicheres, als ungebunden und losgelöst von allem Beengenden der Schule, Fabrik oder Schreibstube, durch Feld und Wald zu wandern, sein Hab und Gut im Rucksack auf dem Rücken tragend. — Dem Wanderer erschließt sich die Natur in ihren tiefsten Geheimnissen; ihm gibt sie willig Geschichte, Volkstum, Tier-, Pflanzen- und Himmelskunde preis, stärkt Körper, Lunge und Herz durch unverbrauchte

Luft. Das Wandern führt zur Natur zurück, entzieht den Versuchungen des Lebens.

Wer einmal mit rechter Lust gewandert ist, von einem Waldrand bei Abendstimmung sein Tagesziel, ein freundliches Dörfchen oder eine der schön gelegenen Jugendherbergen gesehen hat, wer eine Sommernacht im Zelt unter dem strahlenden, schweigenden Sternenhimmel zugebracht hat, ist dem Wandern mit Leib und Seele verfallen. Man muß sich die Heimat erwandern, um ihre innersten Reize zu erschließen. (Aus einem alten Schlochauer Kreiskalender).

Deutschlandtreffen der Pommern

am 2. und 3. Juni 1962 (acht Tage vor Pfingsten) in Köln, Messegelände.

Die Grenzmarkkreise Schlochau, Flatow, Schneidemühl, Dt. Krone und Netzekreis

treffen sich in Halle I, Erdgeschoß. Ausführliches Programm auf Seite 1633

Auf dem Weg zur Apokalypse

Von Robert G. Edwards

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die Menschheit sich in diesen Tagen trotz aller Warnungen wiederum ein Stück der atomaren Apokalypse genähert hat. Diese Katastrophe, welche — in der Bibel vorausgesagt — die Erde vernichten wird, hat in jenem Augenblick Gestalt angenommen, als die ersten „Versuchsexplosionen“ von Atombomben über Hiroshima und Nagasaki stattfanden und Hunderttausende von Menschenleben forderten. Solange die Amerikaner das Atom-Monopol hatten, war sodann eine Zeitlang die Wahrscheinlichkeit gering, daß es zu dem gefürchteten „dritten und letzten“ Weltkrieg kommen würde. Nachdem aber auch die Sowjets über solche Massenvernichtungsmittel verfügen, beruht der Friede auf dem „Gleichgewicht des Schreckens“.

Dieses nukleare „Gleichgewicht“ ist aber ständig gefährdet und bietet nur einen fragwürdigen Schutz in einer Zeit, in der Moskau — bezeugt durch unverhüllte Drohungen Chruschtschows — die Weltherrschaft des Kommunismus weiterhin vorantreiben will. Wohl haben sowjetische Militärexperten gerade in letzter Zeit erneut betont, daß dieses Ziel nicht durch den „großen Krieg“ erreicht werden soll, sondern durch „Koexistenz“, die — nach der Definition des Kongresses der 81 Kommunistischen Parteien vom Dezember 1960 — nichts als „Klassenkampf“ ist. „Klassenkampf“ aber bedeutet: Jedwede Kampfhandlung, sofern sie den Atomkrieg nicht einschließt. „Koexistenz“ ist also keineswegs Friede, obwohl in der Propaganda des Ostblocks dieser Begriff ständig mit dem schmückenden Beiwort „friedlich“ verwandt wird. Sie ist nicht einmal nur „kalter“, sondern einfach „nicht-atomarer“ Krieg.

Daß dem so ist, bezeugen die Schüsse an der Mauer in Berlin, die Garben aus Maschinenpistolen, die gegen Wagen der britischen und amerikanischen Militärmissionen in Mitteldeutschland abgefeuert worden sind, bekundet auch der Abwurf von Stanniolstreifen — eine typische Maßnahme zur Beeinflussung der Luftkriegssituation im zweiten Weltkrieg — in den Luftkorridoren nach Berlin. Auch in Laos und Süd-Vietnam wird gekämpft, und wenn in Europa immer wieder der Krieg vermieden worden ist, so nur deshalb, weil er durch die Gefahr der „Eskalation“, des „Ansteigens zum Atomkrieg“ stets erneut erstickt worden ist. Aber wie lange wird diese „Abschreckung“ ihren Dienst tun?

In den Vereinigten Staaten hat man mit Besorgnis vernommen, daß die Sowjets — wie sie behaupten — eine Abwehr gegen Atom-Raketen gefunden haben wollen. Man meint, es handele sich um einen „Neutronenvorhang“, der in großer Höhe über die Ziele der Raketen gelegt wird und bei dessen Durchstoßen die Sprengkörper soweit „neutralisiert“ werden, daß keine oder nur eine wesentlich verminderte Nuklearexplosion erfolgt. Das heißt wiederum, daß die Atomsprenghöpfe „gehärtet“ werden müssen gegen jene „Neutronen“ — und dieses Problem soll der wesentliche Grund dafür gewesen sein, daß Präsident Kennedy sich entschlossen hat, die Atomversuche in der Atmosphäre wieder aufzunehmen.

Kaum war dieses in der amerikanischen Presse erörtert worden, erhob Chruschtschow erneut seine Stimme, um bekanntzugeben, daß die Sowjets über einen Flugkörper verfügen, der von allen Richtungen her auf das Gebiet der USA vorstoßen kann und gegenüber dem es keine Warnung gibt. Das heißt, so wurde von westlichen Experten gefolgert, daß Moskau einen Erdsatelliten entwickelt hat, der mit Atomsprenghöpfen bestückt ist. Da es sich nun aber — so haben die Sachverständigen errechnet — „nicht lohnt“, solche Erdsatelliten mit Atomraketen auszurüsten — Interkontinentalraketen würden ihren Zweck „besser erfüllen“ —, bedeutet das, daß der militärische Atom-satellit selbst eine unermeßlich hohe Sprengkraft besitzt, die durch die Lufthülle der Erde hindurch bis auf den Boden und in diesen hinein wirkt unter Verursachung von Flächenzerstörungen riesigen Ausmaßes. Das ist fürwahr die „letzte Posaune“, von der die Bibel in der Schilderung der Apokalypse berichtet.

Es ist also klar, was geschehen wird, wenn die Sowjets eines Tages zu der Überzeugung gelangen sollten, sie hätten einen so erheblichen Vorsprung gewonnen, um die USA-„Vergeltung“ ausschalten oder entscheidend vermindern zu können: Dann wird der „Klassenkampf“ auf allen Ebenen ausbrechen, und das grausige Geschehen der Apokalypse wird unaufhaltsam abrollen. Man täusche sich nicht: Wenn bereits eine geringe Anzahl „schmutziger“ Versuche, also wenige Explosionen mit starker Ausschüttung von atomaren Zerfallsprodukten, eine gewisse Gefährdung fernab liegender Gebiete heraufbeschworen: In einem solchen Kriege würde die ganze Menschheit vernichtet werden.

So wäre es höchste Zeit zur Besinnung. Was aber geschieht? In Berlin „hebeln“ die Sowjets; mit ihrer Propaganda überschütten sie die ganze Welt. Sie machen deutlich, daß es ihnen darum geht, Westdeutschland politisch hart zu treffen, um damit die Peripherie der atlantischen Verteidigung einzudrücken. Sie wollen die USA durch unablässige Pression aus Europa hinausdrängen, um sie dann, wenn sie „allein an die Wand gestellt sind“, mit einem Atomschlag zu „erledigen“. Das aber bedeutet schon als Planung äußerste Gefahr; denn es kann in einer solchen Situation die „Sicherung“ nur zu leicht „durchbrennen“, nachdem man die Isolationsschichten der Drähte mit allen Mitteln täglich neu beschädigt, statt sie zu verstärken.

Es ist sehr billig, allzu billig, die Lösung darin erblicken zu wollen, daß man zugleich den Sowjets politische Zugeständnisse in Europa machen und die Atommacht „bipolar“ halten, also auf die USA und die UdSSR beschränken will. Man kann sehr wohl sagen, daß dies die Gefahr eben unermeßlich erhöht, statt sie zu vermindern. Vor allem aber läßt man den politischen Zündstoff sich weiter anhäufen, statt ihn wegzuräumen. Der Ostblock stellt Bedingungen für eine „Regelung“ in Europa, deren Annahme eine Teilkapitulation des Westens bedeuten würde, die ein weiterer großer Schritt zum Abgrund hin wäre, weil Moskau dann nur „nachstoßen“ wird.

Der Ostblock weigert sich, einen Frieden der Gerechtigkeit auch nur zu erörtern — trotz aller phrasenhaften Bekundung der angeblich gegenteiligen Absicht. Er lehnt jede Kontrolle der Atomrüstung als „Spionage“ ab, er beschuldigt diejenigen, die nichts weiter wollen, als über Selbstbestimmung und Heimatrecht zu sprechen und zu verhandeln, des „Revanchismus“ und „Militarismus“. So treibt ein Rad das andere in diesem makabren Uhrwerk, das den Zeiger der Weltenuhr weiter an die Stunde X heranbringt.

Was aber kann die Apokalypse noch aufhalten? Doch nur zweierlei: Entweder setzt auch im Osten endlich eine „Besinnung“ ein, was bedeuten würde, daß Recht und Gerechtigkeit geachtet, verletzte Rechte wiederhergestellt werden aus der Erwägung heraus, daß in einer wahrhaften Gemeinschaft der Völker jedwede Kriegsgefahr dahinschwindet. Wer aber vermöchte zu glauben, daß Moskau diesen Weg des Rechts beschreiten wird? So bleibt nur die andere Möglichkeit offen: Daß der Westen seinerseits alles vermeidet, was Moskau veranlassen könnte, seine Forderungen zu verschärfen, die Weltrevolution weiter voranzutreiben und das Unrecht in Mittel- und Ostmitteleuropa zu verewigen. Versagt der Westen in diesem Widerstande, beginnt er einen „Ausverkauf“ der Rechte und Rechtsansprüche, so ist die Entwicklung ganz klar vorauszu-sehen: An einem bestimmten Punkte werden die Belastungen zu groß werden, wird eine unberechenbare Reaktion einsetzen, wird die Welt in den Abgrund stürzen.

Niemand möge sich darüber täuschen: Nicht Nachgiebigkeit, nicht Preisgabe irgendwelcher „vorgelagerter Positionen“, nicht Konzessionsbereitschaft hilft das Verhängnis vermeiden, sondern nur eine Politik des Widerstands gegen Unrecht und Gewalt. Alles andere beschleunigt nur die Katastrophe.

Wir weisen erneut auf die Mitteilung in der April-Nummer des Kreisblatts, S. 1623, betr.:

Seminar für Mitarbeiter auf der Katlenburg (Kr. Northeim) vom 4. - 8. Juni 1962

der heimatvertriebenen Landjugend hin. Da sich das Schlochauer Jugendtreffen unmittelbar anschließt, und zwar am gleichen Tagungsort, bietet sich die Beteiligung von Schlochauer Jugendlichen an dieser ostkundlichen Tagung geradezu an.

Eltern, die ihre Jungen in der Pfingstwoche entbehren können, werden herzlich gebeten, diese Gelegenheit, ihren Kindern Material über den deutschen Osten zu verschaffen und ihnen eine schöne Pfingstfahrt zu ermöglichen, wahrzunehmen.

Teilnehmer dieses Mitarbeiterseminars werden gebeten, dies in der Anmeldung zum Schlochauer Jugendtreffen (an Ldsm. Quast, Essen) zu vermerken.

Für die Teilnahme am Mitarbeiterseminar ist außerdem eine Direktanmeldung bei der

Siederschule Katlenburg, Krs. Northeim,
erforderlich.

Aus der Arbeit für die Heimat

Besprechung in Northeim

Am 28. April 1962 trafen sich in Northeim im kl. Kreishaussaal („Schlochauer Zimmer“) die Vertreter des Patenkreises Northeim: Herr OKD. **Sauerwein**, Herr Kreisjugendpfleger **Hasse** und Herr **Roeseler**, mit den Mitgliedern des Heimatkreisausschusses **Dr. Lemke**, **Quast** und **Furbach** zur Festlegung des endgültigen Programms für das **Schlochauer Jugendtreffen vom 9. - 11. Juni 1962 (Pfingsten)** und zur Besprechung der Einzelheiten der Durchführung des Treffens.

Über die Notwendigkeit, die Jugend an die Heimararbeit heranzuführen und ihr dazu im Rahmen der Möglichkeiten des Patenschaftsverhältnisses das notwendige Rüstzeug zu vermitteln, bestand völlige Übereinstimmung. — Die bereits vorliegende Zahl von Teilnahme-Anmeldungen läßt einen guten Besuch des Treffens erwarten.

Die Aussprache erbrachte einige Änderungen des ursprünglich vorgesehenen Programms sowie des Tagungsortes. — Das erste Schlochauer Jugendtreffen soll hauptsächlich der Vertiefung der Kenntnis der entrissenen Heimat dienen; das Programm enthält deshalb nur ein umfassendes ostkundliches Thema. — Einzelheiten zum Programm s. u. —

Die Begegnung mit der Landschaft und den Menschen des Patenkreises Northeim und das Kennenlernen der sich aus der Nähe der Zonengrenze ergebenden Besonderheiten in diesem Kreise wird ein weiteres Anliegen dieses Jugendtreffens sein.

Die Besprechung ergab, daß die Finanzierung bei einer Beteiligung bis zu 40 Jugendlichen gesichert ist. Der Patenkreis wird u. a. auch die Kosten für die Rundfahrt am Pfingstsonntag übernehmen. — Die Kosten der An- und Rückreise werden wir hauptsächlich aus dem Spendenkonto „Jugendarbeit“ tragen. Wir rechnen mit Bestimmtheit mit weiteren Spendeneingängen!

Im Anschluß an die Besprechung des Jugendtreffens trugen die Vertreter des Heimatkreises Schlochau ihre Gedanken über die **Schaffung eines Heimatbuches für den Kreis Schlochau** vor, das auf den **Blanke'schen** Arbeiten aufbauen wird und durch Aufsätze von Experten über die Geschichte der letzten Jahrzehnte sowie durch Bild- und Kartenmaterial ergänzt werden soll. Wir berichteten über den bisher geführten Schriftwechsel mit maßgebenden Stellen sowie über eine Rücksprache mit Herren des Göttinger Arbeitskreises bezgl. des Druckes des Heimatbuches.

Auch für dieses Vorhaben versicherten wir uns der Unterstützung durch den Patenkreis, dem wir auch an dieser Stelle für sein Entgegenkommen und für sein Verständnis für unsere Sorgen und Anliegen unseren Dank sagen!

Dennoch wird auch von uns selbst noch manches zu tun sein, ehe wir unseren Kindern ein Heimatbuch, das dokumentarischen Wert haben muß, in die Hände legen können. — Wir dürfen uns nicht allein auf die Gebefreudigkeit anderer verlassen.

Spenden für die Schlochauer Jugendarbeit

1. Liste		
Dr. Marquard	Fallersleben	30,— DM
Heinrichswalder Treffen in Bonn		68,— DM
Bendel	Berlin	10,— DM
Brauer	Berlin	10,— DM
Gast	Berlin	10,— DM
Gerschke	Berlin	10,— DM
Rahn	Berlin	10,— DM
Schülke	Berlin	10,— DM
Schwanitz sen.	Berlin	10,— DM
Schwanitz jun.	Berlin	5,— DM
Frau Dobroschke	Berlin	5,— DM
Klemke	Berlin	5,— DM
Ortsverband	Hamburg	22,— DM
Roeske	Hoisdüffel	10,— DM
Furbach	Fahrdorf	10,— DM
Frau Mehlhase	Schleswig	20,— DM

Auch das Heimatbuch ist Jugendarbeit!

Helft uns, es zu schaffen! Spendet auf unser Konto: „Kreisausschuß Schlochau, Jugendarbeit“ bei der Kreissparkasse Northeim! (Postscheckkonto der Kreissparkasse: Hannover Nr. 1573)

PROGRAMM

für das Jugendtreffen des Heimatkreises Schlochau
vom 9. bis 11. Juni 1962 (Pfingsten)
auf der Katlenburg, Kr. Northeim

Pfingstsonnabend, 9. 6. 1962:

15.00 bis 15.45 Uhr Ankunft der Teilnehmer in der Katlenburg Bahnverbindung vom Bahnhof Northeim nach Station **Katlenburg-Duhm**: ab Northeim zu folgenden Zeiten:
13.51 Uhr; 15.02 Uhr;
15.30 Uhr

16.00 Uhr ferner Bus ab Bahnhofsvorplatz: 12.00 Uhr (geringe Abweichungen durch den neuen Sommerfahrplan sind möglich)

17.00 Uhr Begrüßung der Erschienenen, gemeinsame Kaffeetafel.

19.00 Uhr **Vortrag**: „Der Kreis Schlochau, seine Geschichte, seine Bevölkerung, seine Landschaft“, mit Lichtbildern
Ldsm. Gerschke, Berlin.

Abendessen, anschließend: Zusammensein mit den Kurssteilnehmern der Siedlerschule Katlenburg, Fortsetzung der Vorführung von Diareihen aus dem Heimatkreis Schlochau.

Pfingstsonntag, 10. 6. 1962:

8.00 Uhr Fahrt mit Sonderbus durch den Kreis Northeim zur Zonengrenze, Rückfahrt durch den Harz.

14.00 Uhr Rückkehr zur Katlenburg, Mittagessen.

15.00 Uhr Fahrt mit Sonderbus zum Ehrenmal in Northeim, Kranzniederlegung der Jugend an der Schlochauer Gedenktafel.

16.00 Uhr Rückkehr zur Katlenburg, Kaffeetafel.

16.45 Uhr **Vortrag**: „Der Kreis Northeim“
Landrat Hauk, Northeim.

18.00 Uhr Abendessen, anschließend: Begegnung mit der einheimischen Jugend von Wachenhausen und Katlenburg, gemütliches Beisammensein.

Pfingstmontag, 11. 6. 1962:

9.00 Uhr **Vortrag**: „Das geteilte Deutschland“
Direktor Wittek,
Leiter der Siedlerschule Katlenburg.

10.30 Uhr **Vortrag**: „Unser Heimatkreis Schlochau, seine Landwirtschaft, seine Bauern“
Dr. Lemke, Bad Bramstedt,
Vors. des Kreisausschusses.

Schlußwort.

11.45 Uhr Gemeinsames Mittagessen, Abreise.

Da wir die Teilnehmerzahl erweitern konnten, sind noch einige Plätze frei. Anmeldungen sind bis **spätestens 30. Mai 1962** an Ldsm.

Horst Quast, Essen, Altendorfer Str. 354
zu richten.

Teilnehmer aus dem Raum Dortmund — Essen — Köln — Bonn fahren in Sammelfahrt; Einzelheiten über Treffpunkt, Abfahrzeit usw. teilt Ldsm. Quast (Anschrift s. o.) allen angemeldeten Teilnehmern rechtzeitig mit.

Teilnehmer aus Schleswig-Holstein und Hamburg fahren voraussichtlich ab Hamburg ebenfalls gesammelt, soweit nicht Pkw's benutzt werden. Näheres hierzu erfahren die Teilnehmer, die sich rechtzeitig angemeldet haben, durch Ldsm. Furbach, Fahrdorf b. Schleswig.

Gruppen von mindestens 5 Teilnehmern aus anderen Teilen der Bundesrepublik wollen sich möglichst ungesäumt mit Ldsm. Quast wegen der Vordrucke zur Erlangung von Fahrverbilligung auf der Bundesbahn in Verbindung setzen.

Die Fahrkosten werden in Northeim erstattet. Nehme jeder die billigste Fahrmöglichkeit wahr, da unsere Mittel beschränkt sind!

Für Unterbringung und volle Verpflegung auf der Katlenburg und für die Rundfahrt am Pfingstsonntag entstehen den Teilnehmern keine Kosten.

Lediglich ein Unkostenbeitrag von 10,— DM ist von jedem Teilnehmer zu übernehmen. Diesen Betrag würde er auch zu Hause verbrauchen und ausgeben. — Er wird auf das Fahrgeld verrechnet.

Spendet für die Jugendarbeit!

(Konto „Kreisausschuß Schlochau, Jugendarbeit“ bei der Kreissparkasse Northeim)



Ausflugteilnehmer am Himmelfahrtstag vor etwa 20 Jahren. Vom Truppenübungsplatz Hammerstein wanderte man nach Zanderbrück. Foto einges. von Otto Lucht, Solingen, Untergönnrather Straße 17.

Hammerstein Erinnerungen an eine kleine Stadt von . . . in (5)

Durch ein enges Gässchen, das an der rechten Seite von der Fleischerei Wolter begrenzt wird, kommt man von der Schloßstraße nach wenigen Schritten auf den Judenplatz. Niedrige Häuser, regellos hineingesetzt, umranden die ungepflasterte Fläche, die einem langgestreckten Dreieck ähnelt. Juden gibt es am Judenplatz nicht mehr, sie haben im Lauf der Jahrzehnte feste Häuser und gutgehende Geschäfte im Stadtkern erworben. —

Wer sich etwas mit der Geschichte der Stadt befaßt, kann erfahren, daß der Name „Judenplatz“ sich auf eine Ansiedlung von polnischen Juden bezieht, die im 18. Jahrhundert vor der Stadt angelegt worden ist. Ihre Bewohner wurden mit weitgehenden Rechten ausgestattet, so durften sie Holz in unbeschränkter Menge einschlagen, erhielten die Möglichkeit, mit den Bewohnern der umliegenden Dörfer Handel zu treiben und konnten sogar eine Brauerei auf dem Schloßgrund errichten. Die Stadtbewohner, vorwiegend evangelische Deutsche, haben diese Siedlung als eine Art „wirtschaftlicher Sanktion“ betrachtet und in Eingaben an die polnische Herrschaft über die Schmälerung ihrer Rechte ihren Unwillen geäußert. Nach der sogenannten Polnischen Teilung wurden alle anstehenden Probleme in toleranter Weise von den Preußenkönigen gelöst und das Bürgerrecht auch jenen verliehen, die bisher vor den Toren der Stadt wohnten. —

In ostwärtiger Richtung verlassen wir den Platz und kommen auf die Schmiedestraße. Rechts liegen die Stallungen und Wirtschaftsgebäude der Ackerbürger aus der Schulstraße, an der linken Seite fällt das langgestreckte alte Feierabend'sche Haus im Fachwerkstil auf. An der Kreuzung Schmiedestraße-Schulstraße biegen wir an der Tischlerei Berkahn nach links ab und überschreiten auf einer Holzbrücke den Stadtgraben. Zur linken ist der Stadtgraben etwas angestaut und läßt sein Wasser über eine grünbemooste Planke plätschern. Bisweilen verirrt sich einmal ein Kalb oder eine Ziege hierher, um den Durst zu löschen. Im Sommer gründeln Schievelbein's oder Gehrke's weiße Enten zwischen dem Kraut und grünen Entenflott, manchmal auch kniet eine Hausfrau mit buntem Kopftuch am Rand und wäscht Kartoffelsäcke aus, immer aber ist Leben in der Nähe, Kinderlachen und das Singen der Sägen aus Berkahn's Tischlerei oder das Pochen der Hämmer in Schnabel's Schmiede klingend herüber.

Besonders lautes Leben und Treiben herrscht auf dem Viehmarkt, den wir jetzt erreicht haben, an den großen Markttagen, Früh schon finden sich die Bauern aus den benachbarten Dörfern ein und bringen ihre Verkaufsobjekte entweder an der Hand oder auf ihren Fahrzeugen mit: Pferde, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen, Geflügel und Kaninchen. Im stillen hoffte man nicht nur auf einen günstigen Verkauf, sondern auch gute Bekannte und Verwandte zu treffen, die man sonst nur schwer zu Gesicht bekommt. Regelmäßig finden sich auch Zigeuner ein, die ihre Wagen hinter dem Zemkeschen Grundstück in der Schloßstraße abstellen und auf dem Markt versuchen, mit vielerlei Tricks und Beredsamkeit, ihre meist mageren Klepper an den Mann zu bringen. So wird aus dem Handel ein stiller verbissener Kampf zwischen bäuerlicher Schläue und Mißtrauen und den Täuschungsmanövern der Händler. Das Stück der Brunnenstraße zwischen Viehmarkt und Knorras Garten gleicht einem Prüfstand, auf dem man zu erkennen versucht, ob ein Pferd

alle versprochenen Vorzüge auch wirklich hat und den verlangten Preis rechtfertigt. Mit lautem Peitschengeknall und ermunternden Zurufen traben junge Burschen mit den Tieren die Straße entlang. Kritisch prüfende Augen folgen ihnen, entdecken Mängel und Fehler. Wenn aber auch nur der geringste Wunsch zu einem Kauf zu entdecken ist, beginnt sofort das Feilschen, erst im Freien, dann in einer der Kneipen in der Nähe. Dem Bier und Schnaps wird tüchtig zugesprochen und lautstark einigt man sich schließlich auf einen Preis. So ein Pferdekauf kann sich unter Umständen bis spät in die Nacht hinziehen und bleibt ein Wagnis und Glücksfall zugleich. Mancher Käufer, der am Abend ein „garantiert fehlerfreies“ Pferd in rosiger Laune kauft, kann am nächsten Morgen ernüchert feststellen, daß er einen ehrwürdigen Veteranen erworben hat, der zu nichts weiter zu gebrauchen ist, als das Gnadenbrot zu verzehren. Dieser Reifall hindert ihn aber nicht, auf dem nächsten Markt, dann allerdings gewitzigter, erneut sein Glück zu versuchen . . .

(Fortsetzung folgt)

Wiedersehen der Pioniere des ehemaligen Arbeitsdienstes in Kassel

Bei einem gemütlichen Abend haben sich am Sonnabend, dem 24. März 1962 die ehemaligen Arbeitsdienstler im „Nordischen Hof“, Kassel, zusammengefunden. Für die musikalische Umrahmung sorgten ehemalige Kameraden aus den Musikzügen des Arbeitsdienstes. Nach den einleitenden Worten des Vorstandsvorsitzenden des Hammersteiner Kreises, W. Ende, Cuxhaven, erfolgte die Begrüßung durch den Vorsitzenden des BNA, Dr. Kläbe, Dr. Stamm und die LV-Vorsitzenden Dippel, Buhre und Fleischhauer.

Es wurde mit vielen Worten des Gründers des ersten Arbeitsdienstlagers in Hammerstein (Pommern) Hauptmann von Brandis gedacht, auf dessen Initiative und unter dessen Wirken die Keimzelle für den künftigen Aufbau des freiwilligen Arbeitsdienstes geschaffen wurde. Zurückblickend auf die verfloßenen 30 Jahre wurde geschildert, wie in schwerer Zeit damals Ingenieure, Offiziere und Arbeiter mit Hand anlegten, um der Jugend einen Begriff des Dienens am Ganzen vorzuleben. Es waren im wahrsten Sinn des Wortes Idealisten, die mit dem blanken Spaten auszogen, um in selbstloser Arbeit Werke für die Gemeinschaft zu schaffen.

„Im Anfang war die Tat“; dieser eingemeißelte Spruch im alten Arbeitsdienstdenkmal in Hammerstein kann vielleicht als Leitfaden auch noch für heute wieder aktuelle Geltung erhalten, wenn es wieder einmal heißen sollte, sich im Dienste für die Gemeinschaft einzusetzen. Begriffe wie Gehorsam, Treue, Kameradschaft gehören auch heute vielfach wieder zu dem Ideengut unserer mit der Jugendführung beauftragten Erzieher.

„Wir scheuen nichts — wir sehen jedem offen ins Gesicht“ führte LV-Vorsitzender Fleischhauer in dem Hinblick auf die Tatsache aus, daß die Gründer des ehemaligen Arbeitsdienstes damals in keiner Weise parteigebunden waren. Im Herzen sind sie alle jung geblieben, diese Alten, die noch durch unsichtbare Bande über alle Zeiten hinweg verbunden blieben und die heute wieder ihren Mann stehen, sei es im öffentlichen

Leben, in der Industrie, in den Verbänden und Organisationen. Deutschlands und Europas Schicksal ist ihnen ein wahres Anliegen im Hinblick auf die Bedrohung aus dem Osten und die schmerzliche Zweiteilung unseres Vaterlandes. Diese positive Einstellung der alten Arbeitsdienstler zum heutigen Geschehen hat auch maßgebend dazu beigetragen, daß alle im Bundestag vertretenen Parteien die Rechtsansprüche dieser ehemaligen

Staatsdiener im Gesetz zu Artikel 131 GG berücksichtigt haben. Mit Ehrenurkunden und Ehrengeschenken an die Vorsitzenden Brill und Fleischhauer wurden die Taten in der Verbandsarbeit im Laufe des Abends belohnt.

Bei Gesang und Tanz hatte sich dieser kleine Kreis noch viel zu erzählen, ehe er sich mit der Versicherung, sich vielleicht in zwei Jahre wieder in Kassel zu treffen, verabschiedete.

Das Programm zum Tag der Pommern 1962 in Köln

1./2./3. Juni in Köln — Messehallen — unter der Schirmherrschaft des Bundeskanzlers Dr. Konrad Adenauer.

Veranstaltungsfolge

Zeltlager der Pommernjugend auf dem Messegelände vom 1. bis 3. Juni 1962.

Sonnabend, 2. Juni

- 14.00 Uhr Arbeitstagungen der Ausschüsse der Pommerschen Abgeordnetenversammlung. Messehof — Kongreß-Etage.
- 14.00 Uhr Arbeitstagung und Einsatzbesprechung der Heimatkreisbearbeiter. Messehof — Kongreß-Etage.
- 14.00 Uhr Arbeitstagung der Interessengemeinschaft ostdeutscher Grundbesitzer e. V. Kongreß-Etage.
- 14.00 Uhr Arbeitstagung der Frauenreferentinnen. Messehof — Kongreß-Etage.
- 16.00 Uhr Festliche Eröffnung mit kulturellem Programm.
- 16.00 Uhr Treffen der Heimatkreise in den Hallen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, Kongreß-Etage, großer und kleiner Rheinsaal mit Foyer, Großer und Kleiner Auensaal. Halleneinteilung nach Heimatkreisen bitte beachten. Bei den Treffen der Heimatkreise werden Sie von den berühmten Karnevalskapellen unter Leitung von Christian Reuter unterhalten.
- 20.00 Uhr Heimat- und Volkstumsabend, gestaltet vom Westdeutschen Rundfunk. Es wirken mit: Das verstärkte Rundfunkorchester des WDR, der Chor des WDR, die Siegburger Blaskapelle. Es dirigiert Franz Marszalek. Solisten und Sprecher werden durch Ansage vorgestellt. Pommersche Trachtengruppen umrahmen die Veranstaltung. Geschlossene Veranstaltung mit Eintrittskarten. Messegelände — Kongreßhalle (8)
- 22.45 Uhr Nächtliche Bekenntnisstunde der Pommernjugend auf dem Rathausplatz. Es spricht der Patenschafts-

träger für Pommern, Ministerpräsident Kai-Uwe von Hassel.

23.00 Uhr Unterhaltungsabend mit der Kapelle Christian Reuter, unter Mitwirkung pommerscher Talente. Messegelände — Kongreßhalle (8)

Sonntag, 3. Juni

- 8.45 Uhr Ev. Gottesdienst in der St.-Johannes-Kirche, Köln-Deutz, Tempelstraße 31.
- 9.00 Uhr Kath. Gottesdienst — Messe im Dom.
- 11.00 Uhr KUNDGEBUNG.
Es sprechen: Der Oberbürgermeister der Stadt Köln; Vertreter der Bundesregierung; der Sprecher der Pommerschen Landsmannschaft.
- 13.00 Uhr Volkstanzfest der Pommernjugend. Messegelände - Tanzbrunnen
- 13.00 Uhr Bundestreffen der Heimatkreise in den Messehallen nach besonderem Plan.

Informationen

Unterkünfte vermittelt das Verkehrsamt der Stadt Köln, Am Dom, Ruf 2 03 81.

Autoverbindungen: Mehrere Fernverkehrsstraßen kreuzen sich in Köln. Autobahnen Köln-Bonn, Frankfurt-Ruhrgebiet, Köln-Aachen. Von den Autobahnzubringern ist das Messegelände schnell zu erreichen.

Landsleute, die mit der Bundesbahn oder einem anderen öffentlichen Verkehrsmittel nach Köln kommen, wollen bitte als Ziel-Bahnhof Köln-Deutz wählen. Ganz in der Nähe ist der Haupteingang zu den Messehallen.

Vom Hauptbahnhof Köln empfiehlt sich der Fußweg über die Hohenzollernbrücke, die man vom Bahnhofsvorplatz am Dom erreichen kann.

Die Festplaketten können an den Kassen am Haupteingang (Hallen 2 und 3) und am Eingang zum Durchgang an der Halle 10 zum Preise von DM 2,— gekauft werden. Festplaketten sind sichtbar zu tragen.

Weitere Auskünfte erteilt das Organisationsbüro „Tag der Pommern“, Köln, Untertaschenmacher 2 III., Ruf 23 44 00.



Die Schlochauer Schützengilde mit ihrem Vorsitzenden, Gerichtsvollzieher Radtke, etwa 1926. Foto: Ernst Scholz.

Wie der große Schatz im Hexenberg bei Schmirtenau gefunden wurde

Germanische Siedlungsfunde aus der ganzen Grenzmark – Deutschtumsarbeit, die nicht vergessen werden darf

Unser Museumsdirektor Dr. Holter, der in mühseliger Kleinarbeit das Landesmuseum in Schneidemühl im Säulenhallenbau hinter dem Reichsdankhaus auf dem Danziger Platz einrichtete und aufbaute, stellt uns den nachfolgenden Artikel über die Funde im Hexenberg bei Schmirtenau zur Verfügung und schreibt dazu: „Es verbittert nachgerade, wenn man erlebt, wie unser schönes — und das ist, wie Sie wissen, kein dummes Eigenlob — Landesmuseum offiziell regelrecht unterschlagen wird. So viele damalige Besucher aus dem Westen sagten und schrieben: So etwas haben wir bei uns nicht!“ Nun, wir Grenzmärker können das gern bestätigen.

Am Montag, dem 18. Juli 1932, war es, ein heißer Tag. Glühten bei uns zu Hause doch die hohen Sommertage vor solch trockener Hitze, wie wir sie in diesem Sommer — fast ein Lebensalter später — hier im Westen ausnahmsweise erleben. Damals brütete ein Indianersommer über der Heimat, der uns über drei Monate lang, bis in den Herbst, ununterbrochen, schatten- und erbarmungslos die Sonne auf den Buckel sengen ließ. Mancher, der die Grabung besuchte, wird sich vielleicht noch dran erinnern. —

Und so kam es: Mein „Benziesel“ brummelte sich, von der Krojanker Chaussee abbiegend, in Richtung Nordspitze Plötzensee, in den Waldesschatten hinein. Schwaden von Harz- und Kienduft erfüllten die würzige Luft. Der aufblinkende Albertsruher See lockte zum Bade, zumal von der alten Badestelle am Nordufer mit der Ostbrise fröhliches Feriengejuchze herüberklang; trotz der frühen Morgenstunde. Aber die Erwartung zog stärker. Bald lag die Försterei Dreiblock rechter Hand in Sicht, witschte vorbei — und schon grüßte der langgestreckte Südwestzipfel des Wakuntersees in lichtblauem Geglitzter durch die schäftigen Föhrenstämme.

Wißt Ihr noch? — Wie herrlich war es doch an diesem meilenlangen, so seltsam geschlängelten Rinnensee stets gewesen! Diese Wasser-, Wald- und Feldeinsamkeit. Wo blieb der Lärm der großen Welt? Dort mußten ja aus geschwätzigem Leuten Menschen werden. Wie gerne vergaßen wir an solchen Ufern die ganze aufgeblasene, alberne Zivilisation!

Gleich hinter der Stelle, wo die Reichsgrenze zur Teufelsbergnase hinübersprang, wußte ich einen Badeplatz mit feinstem weißem Sande. Das war für einen Wassernarren, den bekanntesten Taucher von Albertsruh, denn doch zuviel und hieß die Widerstandskraft über Gebühr strapazieren: Den Schlitten an eine Kiefer lehnen, die Klamotten aus, ein paar Abkühlungsspritzer und rein ins frische Naß, war eins. Ohne den Luxus einer Badebuxe natürlich. Ein Haubentaucher quorrte ob der Störung. Und sonst breitete sich ein Friede über unverhutzter Urnatur, eine so beredete Stille, wie sie nur in unserer menschenarmen Grenzmark noch zu finden war. Wie zerrt doch heute die Sehnsucht nach jenen Tagen der Geborgenheit in einer unverbeulten Welt.

Erfrischt fürs spannende Ziel der Fahrt, ging's uferlängs rasch weiter. Gas weg! Da vorne ziehen ein paar Hirsche zu Holze und verschwinden im Randgesträuch. Bald lag die Waldkante beim Gute Rogownitz im Rücken. Keine Menschenseele; kein Fahrzeug außer dem tief und leise vor sich hinbrummelnden „Drahtesel“. Bloß ein klatternder Fischadler, leicht kenntlich an den leicht gewinkelten, mächtigen Schwingen, am ab und an aufblitzenden Weiß, der fächerte einsam im Anwarteflug seine majestätische Silhouette hart vor dem mit Schönwettergewölk befleckten Himmel. Unvergeßliche, herbschöne Urmark im deutschen Osten! —

Mittlerweile schob sich der Geländeriegel vorm Strusnitztal in den Blick; gleißende Roggenmähen auf dem Buckel, der immerhin fast zwanzig Meter über meiner Nase liegt. Mein „Esel“ mülmte sich den Hohlweg zur Höhe. Schnell mal abgebaumt und das Glas an die Augen: Ja, rechts an Steinau vorbei und dem Grenzwaldchen der flimmernde flache Uhrglasdeckel dahinten, das muß der Kampittel- oder Hexenberg bei Schmirtenau sein. Klar auszumachen; sind ja schließlich 113 m NN-Höhe und kein Maulwurfshaufen vor der Strusnitz hier, wo drauf ich stehe.

Also aufgesessen, runter die ziemlich steile Hohlwegböschung und drüben zum Nordufer des Kl. Steinauer Sees hinan, dann die Schlittennase gen Nordwest geschwenkt, wo sich Strusen-, Augustendorf und Steinau wie zum Skat zusammengefunden haben. Dort muß ich mich erst einmal bei den Fundmeldern: Lehrer Dummer und Bauer Schiefelbein, bedanken und „belernen“.

Die zwei Beiden wußten ja denn auch eine Welle zu berichten von den eigentümlichen Steinhaufen aus kinderkopfgroßem Geröll. Droben, auf dem Hexenberg am Westrand der Schmirtenauer Flur, wo Schiefelbeins neuerworbener Acker sich von der Westflanke her über den Kampittelbergscheitel hinüberzog. Ja, um jeden Berg hing hier ein unsichtbares Gewebe von Vorzeitsagen; überall in dieser buckligen Welt hatte sich in alten Tagen was getan, das nun wie in dunkler Erinnerung durch die Menschengemüter geisterte, wenn am langen Winterabend das Garn der Vertellkes gesponnen wurde. Grade so ein Vertellke ging auch vom Hexenberg, das mir der alte Raddatz mal aufband: Allemal in der Walpurnacht tanzen zweimal sieben Hexen auf dem Berge. Die wollte ein Schäfersknecht bei ihrem Treiben belauschen und hinter die Wahrheit kommen. Weil er aber nicht auf den Kopf gefallen war, dachte er wohlweislich an Schutz und nahm sich zwei Eggen mit, die er, mit den Zinken nach draußen, wie ein Zelt Dach über sich tat. Schlag Zwölfe kamen die Vierzehn dahergewirbelt und fielen, als sie seiner gewahr wurden, mit Geheule über ihn her. Verärgert über seine Schlaueit — was konnten sie ihm schon unterm Stacheldach — näßten ihm die vornehmen Damen aufs durchlässige Dach. Mitten in dem Regen vernahm er ein unheimliches Rauschen über sich, fühlte sich aufgehoben, und wie mit einem Donnerwagen ging es durch die Lüfte, bis er abgeworfen wurde und ihm die Sinne schwanden. Im Morgengrauen fand er sich bis an die Achseln in den Baggen der Seewiesen stecken. Vor ihm lag die Flöte der Hexentanzmusik. Als er nach ihr langen wollte, sie als Beweisstück mitzunehmen, verwandelte sie sich augenblicks in einen Pferdefuß. — Na, Raddatz, fand ich mich in die Gegenwart zurück, das ist aber nun wirklich ein Grund zum Stärken! Und beide taten wir einen langen Zug.

Dem Forscher hüpfte das Herz; denn wo so ein dickes Vertellke spukt, da steckt was unter der Oberfläche unsres nüchternen Alltags. Aber wir waren ja noch beim Bauern Schiefelbein, der dort oben beim Steineroden zwischen Geröll die Gefäße gefunden hatte, die ich nun untersuchend in der Hand hind und herdrehte. Menschenskind! Soll ich meinen Augen trauen? — Das, ja das waren doch Überbleibsel der im gesamten — auch polnischen — Osten so überaus vereinzelt angetroffenen Keramik der allerersten Bronzezeit, besser: der Steinbronzezeit! Dunnerlittchen! Wenn so was zwischen Steinen gelegen haben soll, dann muß das ja Gräbern entstammen. — Hui! — Und davon gab es genau untersuchte ja kaum eines bisher. — Wie war das nochmal? — Getrennte Steinhaufen — und in jedem solche Töpfe, die, sogar noch ziemlich heil, beim Aufheben erst entzweigegangen waren? — Stimmt! Die frischen Brüche beweisen's ja. Schiefelbein, Sie Deibelskerl!

Nischt wie hin! — Hinten drauf mit Schiefelbein; rein den Gang; kuppeln, den nächsten und nochmal einen und — ab die Feuerwehr! Wenn das so ist — na, dann war hier die seit Jahrzehnten ersehnte große Entdeckung im Anmarsch; ein Schatz, wertvoller als einer mit Silber und Gold. Keine kleine Staubwolke, die jetzt den Feldweg lang emporgewirbelt wurde, als wenn die Kosaken kämen. Nun sollte sie orgeln und donnern, die Maschine, den Rüssel ostwärts auf den Hexenberg gerichtet. Im Schwung über die Vorfluterbrücke an seinem Fuß, daß die Arme flatterten, die Nordböschung hinauf. Ein paar frisch aufgeworfene Sandwälle, Rollsteine obendrauf, markierten die Rodestellen. Nun kühle aus, du treue Mühle! —

So also sieht es hier aus: Das langovale Loch im Berg ist alte, aufgelassene, inzwischen verwachsene Kiesgrube. Aufschluß da? — Jawoll; am Hang dort. Ein prüfender Blick darauf: Das Ganze ist ein sandigkiesiger Schuttschild; von der Eiszeit her zurückgelassen. Muß unterm Gletscherlappen gebildet worden sein. Der alte Gletscherrand mit seiner Stirmoräne hat nicht weitab gelegen: die Wisseker Höhen. Lieber Schiefelbein, das ist wichtig, der Berg führt von Natur aus keinerlei Geröll über Faustgröße!

Alle Klamotten, die Sie jetzt hier mit Ihrer Hand herausklaubten, die sind einmal vor über dreieinhalbtausend Jahren von Menschen von anderswo hergeschafft und von Menschenhand absichtlich in die Erde, Ihren Acker, gelegt worden. — Wissen Sie, was das besagt? Wir stehen auf einem Bestattungsplatz des Übergangs von der Jüngeren Stein- zur Bronzezeit! Die von Ihnen zufällig mit der Pflugspitze angehakten Steinpackungen werden hoffentlich nicht die einzigen gewe-

sen sein und bleiben, — manchmal hat man's so im kleinen Finger, ganz wie bei der Jagd: Hier und heute schlumpt's! Und das geschah denn auch weidlich.

Schiefelbein erzählte nun, nach allen Einzelheiten ausgefragt, was er beim Steineroden beobachtet hatte. Die offenliegenden Rodeplätze wurden untersucht. Die stählerne Steinsonde trat in Tätigkeit; denn wo überall im Umkreis von einem halben Meter Widerstand zu spüren war, den ihre Spitze beiseite zu drängen nicht imstande war, da breitete sich die Deckpackung eines Grabes. Angelegt in einer Spanne, die zwischen den Tagen des Erzvaters Abraham und der Blütezeit Mykenes, also vor die Mitte des zweiten Jahrtausends vor der Zeitrechnung, einzuordnen wäre. Über den Daumen natürlich vorerst. Die augenblicks beschlossene Großausgrabung, sie würde die Feinabstimmung in einigen datierenden Komplexfunden schon liefern, so hoffte ich. Und das tat sie denn auch. In einer geradezu traumhaften Fülle, die niemand, am allerwenigsten der Forscher selbst, zu erhoffen auch nur gewagt hätte, eröffnete der Hexenberg uns einen Schatz an Einsichten, die im gesamten Osten für diese interessante Zeit der Herausbildung der mitteleuropäischen Völkerkerne noch nirgends gewonnen war. Ohne jede Übertreibung darf gesagt werden: Der Hexenberg barg das Wesentlichste, was die Forschung für unsern Ostraum und diese Zeit an den Tag gefördert hat. Das ist bis heute so geblieben und war eine ganz dicke Sache. Und das Ergebnis der größte Schatz unseres jungen Landesmuseums. Das gab es nur einmal! —

So wurde denn dieser Julitag vor 30 Jahren in vielerlei Hinsicht ein wahrlich erregend heißer Tag. Schiefelbein und Lehrer Dummer wollten gar nicht fassen, was sie durch ihre Aufmerksamkeit und vorbildliche Meldung nach Schneidemühl in Gang gesetzt hatten. Eine Woche später schon, am 25. Juli, begann die Großgrabung, die bis in den Oktober reichte. Bald nach Beginn stand freiwilliger Arbeitsdienst in Zugstärke zur Verfügung.

Die Flatower Synagoge

Vor etwa 200 Jahren wohnten in Flatow etwa 900 Christen und 110 Juden. Im Jahre 1878 wurde auf dem Krautmarkt die jüdische Synagoge, — ein großes, stattliches Gebäude —, von dem Baumeister Johann Radtke errichtet. Die jüdische Gemeinde zählte damals noch etwa 600 Seelen, gegenüber 1100 hundert Jahre vorher. Das Gebiet um die Synagoge durfte in jener Zeit nur von Juden bewohnt werden. Diese besaßen um 1900 noch den größten Teil der Häuser. Damals betrug die Zahl aber kaum noch 300, nach 1910 waren es etwa 200 jüdische Bewohner.

Der damalige Bürgermeister Heidemann hatte im Sommer 1938 die Flatower Gewerbetreibenden zusammengerufen, und sie sollten einen Betrag für den Ankauf der Synagoge spenden, was auch geschah. Mit der jüdischen Treuhandstelle in Schneidemühl wurde vereinbart, daß 10 000 Mark für den Kauf des Gebäudes gezahlt wurden. Das Gebäude wurde dann im Oktober 1938 abgebrochen, was aber nur mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden war. Es mußten sogar einige Sprengungen vorgenommen werden. Man konnte daran erkennen, wie standhaft das bisherige jüdische Gotteshaus gebaut worden war. Immerhin ist die Flatower Synagoge vorher gekauft worden, ehe sie durch den Abbruch zerstört wurde. Viele andere Synagogen in der Heimat wurden dagegen in der Kristallnacht am 9. 11. 1938 zerstört.

Nach 1933 sank die Zahl der Juden auf etwa 20, die in dem jüdischen Hause in der Wilhelmstraße untergebracht wurden. Als 1940 die letzten Juden Flatow verlassen mußten, befand sich darunter auch der 90jährige Glasermeister Philipp Falkenstein, der 1951, fast 101 Jahre alt, in Berlin gestorben ist.

Auf dem Krautmarkt fanden — wie auch heute wieder — die Wochenmärkte statt. Der bisherige ungepflasterte Platz, auf dem früher die Synagoge stand, ist jetzt mit Zementfliesen belegt worden.

Der jüdische Friedhof, in sehr schöner Lage zwischen der Glumia und dem Probstsee, wurde im Kriege völlig eingeebnet.

Die Juden hatten in früherer Zeit in der Stadtverwaltung einen erheblichen Einfluß und sie waren Inhaber der größten Geschäfte. Es seien hier genannt: S. Elkuß, David Berliner, Kahnemann (schon 1779 gegründet), Stein und Croner. Einen großen Einfluß hatte der Rechtsanwalt Dr. Pink, der auch Kreistagsabgeordneter war.

E. Hoffmann †, früher Flatow

Und dann kamen sie angerollt und anmarschiert — angefangen beim Oberpräsidenten bis zu den Schulklassen mit Omnibussen —, die Tausende, die einmal Zeuge sein wollten, wie denn der Nebel der Vergangenheit von den Jahrtausenden gelüftet werde.

Unser ausgelegtes Gästebuch zählte am Ende fast 4000 Eintragungen. Für alles war vorgesorgt: von der Grenzmarkflagge, die vom hohen Mast her die Wegerichtung signalisierte — bis zur großen Schultafel für Erläuterungen an Ort und Stelle. Jedermann konnte mit eigenen Augen die Jahrtausende alten, wohlgefügteten Steinwannengräber und ihren Inhalt — soweit er nicht sofort bandagiert, eingegipst oder sonstwie präpariert werden mußte — bewundern. Und was gab es nicht alles zu sehen: Bernsteinperlen, die Bronzen als Waffen, Gerät und Schmuck, die für die Zeitbestimmung so wesentlich waren, ferner wunderschöne, heil geborgene Gefäße, endlich die Untersuchungsmethoden chemischer und mechanischer Art, das Grabungsinstrumentarium, die vielerlei modernsten technischen Hilfsmittel ...

Oh, es lohnte schon den Weg auf den Hexenberg. Und manchem Überlebenden wird beim Lesen dieser Zeilen vielleicht die Erinnerung aufsteigen an einen schulfreien Hundstag mit einem Schulausflug zum Kampittel- oder Hexenberg bei Schmirtenau. Und mancher wird später im Landesmuseum zu Schneidemühl vor den restaurierten und präparierten Funden von Schmirtenau, nicht zuletzt vor den genau nach dem Befund wiederaufgebauten Gräbern gestanden haben; sinnend übers ewige Geheimnis von Zeit und Vergänglichkeit. —

Nicht ahnend, daß wenige Jahre später unsere blühende aufstrebende Gegenwartswelt in der Grenzmarkhauptstadt uns fern liegen wird, als die damals eben aus dreieinhalb Jahrtausende langem Schlaf erweckte Welt vom Hexenberg bei Schmirtenau.

Ja, so iss dat

Niu sünn all veie (vier) Monaut voh disem Jauhe üm uh itsch mutt säje, dat dat reichlich uprejend wehä, denn dat hätt itsich do so allerhand affspält.

Tueäst dat grot Uhejlütsch unne dä Ehed, dat so väl Lüed kost hätt. Kium wehe dat väducht, dunn tschem dei Schreckenskunn vah Hamburch. Wat tschehe vah möjlich hulle hadd, wehe ihetrede: ehe grot Deel vah Hamburch stünn unne Waute! Diusende vah Lüede, dauerunne uk veel iut dä ulle Heimat, dei all es äh Hab und Geut loswure sünn, stünne niu tum tweede Maul daue uh hadde ma jraud dat nackt Låwed (Leben) reddt. Do wi schrewe nih mehe dat Jauhe 1945 sondern 1962. — Dei Hülp wehe rasch daue. Trotzdem sünn paue hunned Lüed tu Doed kaume. — Do wat mih am meste dauebi upfalle iss, dat iss, dat dei Jugend, dei ma imme ass väwejlucht uh half vekauunen (verweichlicht und halb verkommen) uh ass Halfstatsche (Halbstarke) betejend (bezeichnet) hätt, hiebi wiest (gezeigt) hätt, datt ih äh do no dat Haet up dem richtije Plack iss. Ganz jlitsch, off sei ass Soldaute ode vah süss (sonst) voh ehne Organisation ihesedt (eingesetzt) wäst sünn. Sei hebbe mit-hulpe, dei Lüed tuh reddden ode dei jrötst Not tu linnern. Wotschmaul so lang, bett sei sülwst ümföhle; uh einije hääbe uk ähe Låwed (Leben) drahejewe müsd. — Also dat brukt us üm use Nauwuchs nih bang tu sünn: so schlecht sünn sei nih. Ih diese Jauhre (Jahren) were wi uk nih imme mit dä Wilt uh mit all dä üllere (älteren) Lüede tufträde, uh wi hääbe dunn uk aff uh teu (ab und zu) ehe bitzche verrütscht speelt.

Uh wäh us Jugend Pingstre ih Northeim toptschümmt (zusammenkommt), denn sünn dat bestimmt nih dei schlechteste. Sei ware jenuu so voh us Heimat iheträde as wi Ulle dat all dei Jauhe meukt hebbe. Itsch mein: dat tschümmt nih up dei Mass' ahe, sondern dauerup, dat sei jewillt sünn, voh use Anliedjen do dick uh dünn tu gaue uh imme wädde dei Siuedetsch (Sauerteig) tu sünn, dei dä ande alle de Updrief (Auftrieb) jieft uh sei mitriete dit wäh sei eß schwak (schwach) ware wille. Uh dat trug (traue) itsch use Junges uh Mäjes teu, dat sei dat kohle (können).

Itsch wünsch alle, dei up dä Katlenburg to Pingstre topkaume (zusammenkommen) ehne geude Erfolg.

All dei ande Lüed iut usem jrelle Tshreis Schlochog wünsch itsch ehe jesunn uh sonnij Pingstre. Jieft dat egentlich ih dise Jauhe veel Maikäfer?

Et jreudt juch dei iut Freedlann

Spinnen und Weben, ein heimatlicher Brauch!

Erschrecken Sie nicht, liebe Leser, ich will Ihnen keinen wissenschaftlichen Vortrag über Spinnerei und Weberei halten, auch bin ich selber nicht in einem damit zusammenhängenden Beruf tätig, sondern ich möchte Ihnen heute etwas ins Gedächtnis zurückrufen, was den Alten oder den Älteren von uns noch ein Begriff ist, den Jüngeren aber etwas vor Augen führen, was zu wissen sich bestimmt lohnt und heute wohl zum Teil noch so gemacht wird wie vor Jahrzehnten: Das Herstellen von Bekleidung und Wäsche; nur heute eben auf chemischem und mechanischem Wege! Ich möchte auch den Fleiß und die Mühe unserer Vorfahren und der zum Teil noch Überlebenden würdigen. Flachs und Hanf sind Ihnen allen doch ein Begriff, ihre Bedeutung ist immer noch nachweisbar; wenn auch die synthetische Faser auf dem besten Weg ist, das Rennen zu gewinnen, sie wird es aber nur zum Teil können. Doch nun zum eigentlichen Thema:

Der Flachs wird Ihnen eher als der Hanf bekannt sein. Sein blaues oder weißes Blütenfeld ist nicht nur eine üppige Bienenweide zur Sommerzeit, sondern überhaupt auch ein Bild der Natur, des Anschauens wohl wert. Im Mai gesät, entwickelt sich aus einem kleinen Samenkörnlein ein etwa 80—100 cm hoher Stiel, der, wie jede andere Getreidepflanze, reift und Frucht trägt. Der Anbau lohnt sich, da die Frucht, der bekannte Leinsamen, vielseitige Verwendung findet: Als Leinöl, Leinkuchen und in verschiedenen Varianten in der Medizin, besonders wegen seiner Heilwirkung. Während nun bei anderen Halmfrüchten das Stroh von untergeordneter Bedeutung ist, wird der Flachsanbau gerade wegen der Gewinnung der Faser betrieben. Gute Düngung und Pflege sind Voraussetzung für ein entsprechendes Gedeihen, denn der Wert liegt in der Länge des Stieles mit seiner Faser, je länger er ist, um so wertvoller; oder, scherzhaft wie bei der bekannten Liebesblume „Je - länger - je - lieber“! In früheren Jahren wurde der Flachs von Hand gepfückt und zum Trocknen auf dem Felde ausgebreitet. Nach einigen Tagen in Garbengröße gebunden und in Scheuer und Hof durch einen Eisenkamm, Riffelkamm genannt, gezogen, um die Knoten, — so lautet die Fruchtbezeichnung — vom Halm zu trennen. In eben diesen Knoten befindet sich der Leinsamen. Wieder wurde das Flachsstroh gebündelt und mußte 21 Tage im Wasser liegen, um weich zu werden, oder wie wir auch sagten, zu „rotten“. Anschließend wurde es auf dem Felde zum Bleichen ausgebreitet, schön sauber in Reihe gelegt, jeweils nach einigen schönen Sonnentagen gebündelt und heim geführt. Damit war der erste Abschnitt der Flachs-gewinnung beendet.

Der sonst zum Brotbacken benutzte Backofen wurde tüchtig geheizt und das Flachsstroh hineingeschoben, nicht etwa um es zu verbrennen, sondern, wie der Fachausdruck besagte, zu „rösten“. Man hütete sich, auch nur das geringste Kohlenstückchen im Ofen zu belassen, denn Flachs brennt wie Zunder. Das geröstete Flachsstroh kam nun auf eine „Breche“, ein Gerät, mit dessen Hilfe die Flachsfaser von der sie umgebenden Hülle getrennt wurde. Nachdem es nochmals in den Ofen gebracht worden war, um die „Nachröste“ durchzuführen, erfolgte als nächster Arbeitsgang das „Schwingen“ und „Hächeln“. Das „Schwingen“ ging so vor sich, daß über ein senkrecht gestelltes Brett, eine Art Bock, das weitere Entfernen der harten Hüllen vom eigentlichen Flachs vorgenommen wurde. Beim „Hächeln“ fiel dann auch die „Hede“ an, d. h. die kurzen Fasern. Ihre Verwendung, besonders beim Rohrleitungsbau als Dichtungsmittel usw., ist bekannt. Bis zu diesem Arbeitsgang war Männerarbeit vorwiegend, nun aber oblag es den fleißigen Frauen- und Mädchenhänden, aus dem Rohmaterial einen Faden zu spinnen und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Ersparen Sie mir, liebe Leser, auf alle die vielen Aufzeichnungen hinzuweisen, die große Dichter und Denker wie Komponisten bewegt haben, diese Tätigkeit reich zu besingen und zu besprechen. Die lustigen Spinnabende, auch wenn sie in früheren Jahren noch beim Kienspan, Kerzen- oder Petroleumlicht stattfanden, oder das Großmütterchen, das ganz für sich und in seine Arbeit vertieft am Spinnrad sitzend seinen Faden spann. Was früher das Spinnrad war, das wir doch noch alle kennen, das sind heute die großen Wirkmaschinen unserer Tage. Und doch war es etwas Reizvolles, wenn die fleißige Spinnerin ihren Faden von der Spule des Spinnrades auf die Haspel ablaufen ließ, sorgsam nach Teilen gebunden, so wie wir sie noch heute beim Wollverkauf kennen, Teil um Teil aneinanderreihend in mühevoller Kleinarbeit zur „Lage“. Sie kennen das Lied: „Spinn, spinn, lieb Töchterlein“! Ein bezeichnender Hinweis, keine Müdigkeit aufkommen zu lassen, sollte die Aussteuer rechtzeitig fertig sein. War nun das Rohmaterial zum Faden verarbeitet, so konnte man einen Schritt weiter gehen.

Das fertige Garn wurde gekocht und zum Bleichen auf die Leine gehängt, mit einem Stein beschwert, damit die Fäden sich ordentlich dehnten, woben die Nachbarschaft stets Gelegenheit fand mehr oder weniger Kritik an der geleisteten Arbeitsmenge zu üben; ja, Sie kennen das doch; und wieder war ein Teil der schweren Arbeit getan, wobei wir nicht an die Kritik denken wollen.

Die nun folgende Tätigkeit erforderte „Köpfchen“, nicht jeder konnte es, ich entsinne mich noch an daheim an eine sehr seriöse Dame, die, glaube ich, auf diesem Gebiet ganz groß war, nämlich das Garn auf einen sogenannten Scherrahmen zu bringen. Es ist für mich nicht ganz leicht, Ihnen von all den Spezialgeräten den rechten Begriff zu vermitteln; vielleicht kennen Sie dieses Ding noch, ein etwa 2 Meter hohes gekreuztes Gestell, an den Kreuzenden in Senkrechter einander verbunden. Mir ist dieser Gegenstand besonders gut in Erinnerung, da ich besagter Dame bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit einen Streich gespielt habe und, dafür bestraft, bei ihrem Erscheinen in Zukunft stets das Weite suchte. Ich hatte mir aus ihrer fertigen Arbeit etwas Garn für meine Peitsche herausgeschnitten, heimlich natürlich, und später hatte sie dann im gewebten Stück einen Webfehler. Damit nun beim „Aufbringen“ des Garnes auf diesen Rahmen ja kein Fehler unterließ, mußten selbst Tinte und Feder herhalten, und das will bei unseren alten Bäuerinnen schon was besagen. Bemerkenswert ist noch, daß das Garn zuvor auf großen Spulen aufgerollt wurde und dann, von diesen abgerollt, auf den Scherrahmen lief.

Eine recht schwierige Arbeit war das Aufbringen auf den Webstuhl. Ein Vorgang, wie er heute noch im modernen Maschinellen zu finden ist, war nicht weniger schwierig und es erforderte starke Konzentration, um ja keinen Faden fallen zu lassen, bzw. falsch in den, wie es bei uns hieß, „Hefel“ zu bringen. Der Hefel ist ein aus feinstem Seidengarn bestehender großer Kamm. Dieser hing an Armen und war beweglich; denn mit ihm wurde der Faden durch das „Schiffchen“ in die auf und ab gehenden Längsfäden geschossen. Die Festigkeit des Gewebes beruht auf dem Schlagen mit dem Kamm! Das Schiffchen mit dem Querschnit schloß nun von links nach rechts und wieder umgekehrt, und durch die Füße wurde der Hefel auf und ab bewegt, um den Querschnit einzufangen. Es war nicht nur eine schwere, sondern auch eintönige Arbeit, die natürlich viel, sehr viel Zeit erforderte; denn nur langsam fügte sich ein Faden an den anderen, und dennoch wurde Stück um Stück das fertige Leinen länger und länger, je nachdem das Garn langte. Ich habe dabei immer gerne den Zuschauer gespielt und mich daran erfreut, wie das Schiffchen so von einer Seite zur anderen, ohne anzustoßen, durchgeschossen wurde. Damit es mir aber nicht gar zu langweilig wurde, durfte ich dann auch die kleinen Rollen für das Schiffchen aufspulen. Diese waren etwas größer als die heutigen Röllchen mit Nähseide. Eine Zeitlang machte es mir schon Spaß, aber was man muß, tut man bekanntlich nie gerne. Das Weben habe ich natürlich auch versucht, aber heimlich, Sie können sich denken, warum. Es blieb nun dem einzelnen „Erzeuger“ überlassen, was er weben wollte: Leinen für Tisch-, Leib- oder Bettwäsche, Handtücher oder dergleichen. Sollte das fertige Stück derb oder weich sein, wurde entsprechend Baumwolle, natürlich schon gesponnen, hinzugenommen. Es blieb auch dem eignen Geschmack überlassen, ob man einem schlichten Weiß oder Buntfarben den Vorzug geben wollte. Auch das Einweben von Mustern wurde vorgenommen. Daß das natürlich sehr schwierig war, dafür aber um so schöner, versteht sich am Rande. Wenn auch die langen Winterabende, noch ohne Radio und Fernsehen, für diese Arbeit ausersehen waren, so glaube ich doch, daß jede Frau „Gottseidank“ sagte, wenn der Webstuhl, auseinandergenommen, wieder auf seinem Platz stand, von dem er geholt worden war.

Wie immer im Leben; das Schwere vergißt sich, und nach Friedrich Wilhelm Webers „Dreizehnlinden“ bringt im Frühling das Mädchen auf die Bleiche, was der Winterfleiß gesponnen und gewebt. So auch hier. Die herrlichen Wasch- und Bleichmittel standen damals noch nicht so hoch im Kurs und „Das strahlendste Weiß des Lebens“ gab es nur erst nach vielem Bleichen in der Sonne, und dennoch: es war da. Für den bestimmten Zweck, dem er dienen sollte, verarbeitet, in den Kästen, Schränken und Truhen peinlich sauber geordnet und mit dem bekannten Bändchen geziert, auf seine Bestimmung wartend. Vielleicht besitzt noch jemand von Ihnen ein selbstgewebtes Stück. Sie werden mir bestätigen, es ist haltbar und gut. Und bestätigen werden Sie mir müssen, daß sich trotz vieler Mühe auch diese Arbeit dankbar gelohnt hat. Gewiß, man will nicht mehr gerne selbstgewebte Hemden tragen, aber ein selbst

gewebtes Tischtuch würde sicher allen noch gefallen, besonders dann, wenn es noch nett bestickt ist.

Trauern wir nicht in allem der Vergangenheit nach, denn die Zeit bleibt nicht stehen und hat viel Gutes gebracht, auch in der Herstellung von Bekleidung, Wäsche usw. Eines aber lohnt

sich gewiß, auch hier das Gewesene festzuhalten, darüber nachzudenken und auch zu diskutieren, was mir entfallen oder welche Ausdrücke und Bezeichnungen Sie angewandt, bzw. wie Sie es selber beim Spinnen und Weben gehalten haben. Ich glaube, die Erinnerung daran wird nicht die schlechteste sein.

Hans Mausolf

Von einem der auszog, das Gruseln zu lernen

(Eine wahre Geschichte aus der Flatower Vorstadt)

Alljährlich, gegen Ende der zwanziger Jahre, bekam die Großmutter und Urahnin Wilhelmine Sch., geborene Kadow, Großstadtbesuch aus Magdeburg, der sich bei der Einbringung der Getreideernte beteiligte. Zu diesem Besuch gehörte auch der damals siebzehnjährige Helmut Pr. Im Laufe eines Gesprächs, bei dem man u. a. auch auf Gruselgeschichten zu sprechen kam, äußerte er sich mißfällig und prahlerisch über derartige Dinge und sagte dazu: „Es gibt nichts Derartiges und ich habe auch gar keine Angst davor.“

Da vereinbarten zwei Flatower Vorstadt-Jungen, seine Unerblichkeit gelegentlich mal auf die Probe zu stellen. Es war an einem warmen Sommerabend und am Badestrand des nahe gelegenen Probstsees herrschte großer Betrieb. Da es gerade ein Sonnabend war, bemühte sich jeder der an der Ernte Beteiligten nach Kräften, den in der Woche angesammelten Staub und Schweiß dem Wasser „anzuvertrauen“. An diesem Abend beschlossen nun die beiden damals zwischen siebzehn und zwanzig Jahre alten jungen Männer ihre Gruselgeschichte in die Tat umzusetzen. Lange, bevor sich alle „Badegäste“ wieder angezogen hatten, entfernten sich die beiden und schlichen sich ungeschrien an das am Vorstadtende gelegene Arbeiterwohnhaus des Bauern W. Sch. heran. Durch das offenstehende Fenster gelangten sie in das neue „Mitgift-Schlafzimmer“ der ältesten Tochter, die seinerzeit noch unverheiratet war. Dann verkrochen sie sich unter den beiden Bettgestellen, die auch damals schon sehr niedrig waren und warteten mit großer Spannung auf die Ankunft des „mutigen“ Helmut Pr., der hier zusammen mit dem Sohn G. des Gastgebers sein Domizil aufgeschlagen hatte. Das dauerte an jenem Abend besonders lange, denn im Kuhstall hatte es noch „Muh-Zuwachs“ gegeben und, wie bekannt, sollte die erste Milch für „Beest-Backen“ verwendet werden, die immer besonders gut schmeckten. Es wurde also an diesem Abend besonders spät und den beiden wartenden Vorstadt-Jungen wurde das lange Liegen, dazu noch in dieser unbequemen Situation allmählich zur Qual.

Endlich kamen der lang ersehnte Schläfer Helmut P. mit dem jüngsten Sohn G., um sich zur wohlverdienten Ruhe zu begeben.

Das Arbeiterwohnhaus hatte damals noch kein elektrisches Licht und daher wurde eine Kerze angesteckt. Zum großen Schreck der „Unterbettmänner“ wurde diese von dem Nachtisch genommen und auf den Fußboden gestellt, so daß es ihnen noch „heißer“ wurde. Während G. Sch. bereits nach kurzer Zeit einschlief, las der Großstädter noch Seite um Seite aus einem Buch. Nun war die Zeit gekommen, um dem „Unerblichen“ das Gruseln beizubringen. Mit einem Ruck wurde sein Bett hochgehoben und mit der Matratze umgekippt. Vor lauter Schreck sprang Helmut P. über die Hinterwand des Bettes, riß mit einem Aufschrei die Tür auf und lief, so schnell er konnte, nur mit dem Nachthemd bekleidet, zu seinem Onkel, dem Bauern W. Sch., der etwa fünfzig Meter davon entfernt wohnte. Dort alarmierte er das ganze Haus mit dem Ruf: „Bei uns sind Einbrecher im Haus, die wollen uns berauben“. In aller Eile zog man sich notdürftig an, und mit Knüppeln bewaffnet, dazu von scharfen Hunden begleitet, wollte man der Einbrecher habhaft werden. „Diese“ hatten aber inzwischen das Fenster aufgerissen und das Haus fluchtartig mit einem Satz über den Drahtzaun verlassen, um hinter einem Strohschober Zuflucht zu finden. Von hier aus konnten sie „die Stätte ihres Wirkens“ gut beobachten, wobei sie sich der Angst vor einer gewissen „Senge“ nicht erwehren konnten. Man fand aber keine Einbrecher. Im Gegenteil, G. Sch. schlief weiterhin den Schlaf des Gerechten und als man ihn weckte, um ihn nach den Einbrechern zu befragen, hatte er diese weder gesehen noch gehört. Im Garten entdeckte man zwar Fußspuren, aber das war auch alles.

Am Sonntag Vormittag ging einer der „Einbrecher“ zur Stadt und unterwegs traf er die Urahnin Wilhelmine Sch. Diese erzählte ihm von dem nächtlichen Einbruch und fragte ihn auch nach den eventuellen Tätern. Er war natürlich „ahnungslos“. Abends saß man, wie so oft an warmen Sommertagen, friedlich auf der Bank vor dem Bauernhaus Sch. und diskutierte hier ganz eifrig über das nächtliche Geschehen. Plötzlich gab es einen Windstoß und es raschelte ganz gewaltig in den vor dem Hause stehenden Kastanienbäumen. Der Bauer W. Sch. sagte daraufhin: „Ich glaube, da sind wieder Einbrecher im Arbeiterwohn-

haus.“ Man machte sich sofort auf den Weg, aber von den Einbrechern war keine Spur zu entdecken. Da blieb es dann auch nicht aus, daß man Bedenken an den „vermeintlichen Einbrechern“ hatte und der Großstadtjunge wurde nach und nach ziemlich kleinlaut, zumal er nun noch von den anderen Jungen, insbesondere aber von den beiden „Tätern“ gehänselt wurde. Erst nach einigen Tagen bekannten sich die beiden Vorstadt-Jungen Georg und Willi als die vermeintlichen „Einbrecher“. Damit war dem „Mutigen“ der Wind aus den Segeln genommen und er wollte nicht mehr an diese Spukgeschichte erinnert werden.

H.L.

Schützenfeste

Zu den beliebtesten Veranstaltungen in der alten Heimat gehörten die Schützenfeste. Viele nahmen daran teil und erfreuten sich an dem lustigen Treiben. An Würfelbuden, Karussells und sonstigen Belustigungen fehlte es nicht. Die Schützen waren in Uniform, in den letzten Jahren in schwarzer Hose und grünem Rock, früher auch in weißer Hose. Eine Musik-Kapelle veranstaltete öffentliche Konzerte und brachte den alten und neuen Siegern und auch dem Magistrat Ständchen.

In Krojanke war das Schützenfest am 2. und 3. Pfingsttage. 1906 konnte die Gilde sogar ein Schützenhaus erbauen, das am Rande der Kleinen Heide stand, aber 1945 abbrannte. Vorher war ein Zelt errichtet. Für Speisen und Getränke war reichlich gesorgt. Letzter Vorsitzender war in Krojanke Schornsteingeführer Riebeling, in Flatow Bahnmeister Hasse. Beide sind heimgegangen, wie auch Reinhold Hasse in Flatow, der 13 mal Schützenkönig wurde. Seit 1940 fanden keine Schützenfeste mehr statt, in Flatow war noch 1940 ein Treffen der alten Schützen, die jüngeren waren meistens schon im Kriege.

Aus meiner Jugend entsinne ich mich, daß an einem Schützenfest in Krojanke Schnee fiel. 1893 verließ ich früh den Festplatz, denn die damals herrschende Diphtherie hatte auch mich gepackt. Ich genas wieder, aber zahlreiche Schulkameraden überstanden es nicht. Nach 1920 wurde ein Hütejunge in der Nähe des Schießstandes erschossen. Der Vorsitzende kam noch mit einer gelinden Strafe davon. Man hatte die Absperrung ungenügend durchgeführt.

In Flatow war das Schützenfest 2 Wochen nach Pfingsten. Die Bauern rechneten damit, daß es dann, wie sehr oft, regnete, damit sie Wrucken pflanzen konnten. Einmal ließ sich die Gilde gegen Regen versichern. Doch diesmal regnete es nicht. 1702 bekam die Gilde vom Kurfürsten von Sachsen, König von Polen, August dem Starken, ein Privileg und von den preussischen Königen im 20. Jahrhundert wiederholt Auszeichnungen. Das 200jährige Bestehen wurde durch ein großes Fest begangen, zu welchem viele auswärtige Gilden erschienen. Der Festplatz lag im Tiergarten, während am Rande des Tiergartens, am Stadtsee, früher Petziner See, das Königsschießen stattfand. Der neue Schützenkönig gewährte öfter Freifahrten auf dem Karussell. Einmal brach dies Karussell infolge zu starker Belastung zusammen. In früheren Zeiten nahm die Gilde an der Fronleichnamspozession teil, die früher am Fronleichnamstage und am Sonntag darauf stattfand.

1906 wurde die alte Gilde aufgelöst, was ziemliches Aufsehen hervorrief und bei geschicktem und sachlichem Vorgehen auf beiden Seiten hätte vermieden werden können. Eine neue Gilde wurde gegründet, die das Eigentum der alten Gilde, auch die Schützenwiesen, übernahm. Am Schützenmontag um 1925 ließ der Bürgermeister dem oftmaligen Schützenkönig die Schützenuniform pfänden, weil er mit Steuern im Rückstande war. Ausgerechnet an diesem Tage. Der wackere Schütze marschierte aber im Gehrock und Zylinder mit. Groß war stets die Besucherzahl aus den umliegenden Dörfern, denn das Schützenfest war ein Volksfest. In einigen Dörfern entstanden auch Schützengilden: Hammer, Sakollnow, Glubschin und Linde, dessen Gilde besonders forsch war. Diese alte Tradition der Gilden existiert heute nicht mehr. Das älteste aktive Mitglied der Flatower Gilde war der Mühlenbesitzer Eduard Knaak, den, wie seinen Sohn Willi, jetzt noch mancher in guter Erinnerung haben dürfte.

E. H. Flatow

Ich wurde von polnischen Partisanen geraubt (3)

Von Rosemarie Schäfer

In Karthaus hatte man in dem Hause eines Apothekers Quartier für uns gemacht. Nun sollte ich auch zum erstenmal verhört werden. Eines Tages ging es im Auto des Hauptmanns zu irgendeinem Stabe. Die Achselstücke der Offiziere glitzerten nur so, ich schien mich in erlauchter Gesellschaft zu befinden. Der Dolmetscher sprach ein einwandfreies Deutsch und fragte mich über mein bisheriges Leben aus. Was ich von meinem Elternhaus, meiner Schulzeit und meiner Ausbildung erzählte, interessierte ihn und die übrigen Anwesenden anscheinend mehr als der Fall Zabrocki. Mit ein paar lebenswürdigen Komplimenten, die sich in dieser Situation merkwürdig ausnahmen, beschloß der Dolmetscher das Verhör. Der Hauptmann hatte nun noch einige Verabredungen zu erfüllen, zu denen er mich der Einfachheit halber mitnahm. So landete ich auch in dem Quartier irgend eines hohen Offiziers. Der Speisefolge nach zu urteilen, die er serviert bekam, muß es mindestens ein General gewesen sein.

Ein paar Tage später wurde ich bei der NKWD in Karthaus abgeliefert. Bis zu 1000 Männer aller Nationen und etwa 80 bis 100 Frauen waren dort inhaftiert. Täglich gab es Entlassungen, Abtransporte wer weiß wohin und viele Neuankömmlinge. Abends fingen die Verhöre an, die sich oft bis spät in die Nacht hinzogen. Ich wurde mit drei oder vier anderen Frauen aufgerufen. Immer noch hatte ich mein weiteres schreckliches Schicksal, russisches KZ, vor Augen. Ein junger Unterleutnant, der ein etwas altmodisches Deutsch sprach, forderte mich auf, in sein Arbeitszimmer einzutreten. Wie sich bald herausstellte, war dies der zweite rettende Engel für mich, der seine schützenden Hände über mich hielt. Es war ein feiner Mensch, einer der wenigen Nachkommen der alten russischen Oberschicht. Er stellte die üblichen Fragen nach Alter, Beruf, Mitgliedschaft in der NSDAP usw. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber mit einem Male waren wir in einem Gespräch über deutsche Literatur und Musik. Auf diese Weise zog sich das Verhör über zwei Stunden hin. An meinem Geburtstag hatten ein Mädel und ich sein Zimmer sauber gemacht, nachher haben wir noch lange zusammen gesessen, Tee getrunken und Wilhelm Busch vorgelesen. Ein Wort von ihm werde ich nie vergessen: „Hoffen wir, daß die Sonne für unsere beiden Vaterländer recht bald scheinen möge!“ Es war der seltsamste und schönste Geburtstag, den ich bisher verlebt hatte. Solche Begebenheiten waren wie ein Wunder in all dem Elend, das man sonst vor Augen hatte. Ein paar Tage später folgte dann das nächste Verhör. Diesmal war es ein älterer, untergesetzter Hauptmann, der inzwischen meine Akten bekommen hatte und mich noch weiter ausfragen wollte. Seine Dolmetscherin sprach nur polnisch, er schickte sie daher weg und ließ den Leutnant holen. Es ging jetzt um den Fall Zabrocki und meine Schuld an dem Tode der Familie. Der Dolmetscher wandte sich mit ernstem Gesicht an mich und sagte, ohne eine Miene zu verziehen: „Dieser Dussel von Hauptmann fragt Sie, ob Sie an dem Tode der Familie Zabrocki schuld sind. Sie sind natürlich unschuldig!“ Als ich bejahte, fuhr er fort: „Sie müssen mehr sprechen! Ich habe sonst nichts zu übersetzen. Sprechen Sie über Kunst und Literatur! Ich weiß ohnehin, was ich dolmetschen werde!“ Ich freute mich über seine Antwort, erhielt jedoch sofort die Mahnung: „Ihr Weizen blüht, aber Sie sollten besser jetzt nicht lächeln, sondern lieber ein demütiges Wesen zeigen!“ Nun, ich gab mir Mühe, seinem Rat zu folgen und es schien nicht schlecht um meine Sache zu stehen.

Aber meine Entlassung ließ auf sich warten. Der Leutnant meinte: „Seien Sie froh, wenn Sie noch ein paar Tage bei uns bleiben können. Draußen wären Sie als Deutsche vogelfrei.“ Das war richtig und als Häftling hatte man einen gewissen Schutz. Folgende kleine Geschichte kann als Beweis dafür gelten:

Eines Tages wurde ich mit einer jungen Lettin von einem Russen zur Arbeit geholt. Wir gingen recht gern, denn das untätige Herumsitzen war eine Strafe. Wir sahen uns aber bedenklich an, als wir merkten, daß der Soldat uns in ein ziemlich abgelegenes Haus führte. Wir mußten sogar einen Schlagbaum passieren. Unserer Verabredung gemäß arbeiteten wir stets gemeinschaftlich und ließen uns nicht trennen. Während wir nun ein zweitüriges Zimmer gründlich säuberten, hörten wir, wie die eine Tür von außen leise zugeschlossen wurde. Im Handumdrehen warfen wir Besen und Wischlappen hin, liefen aus der andern Tür die Treppe hinunter, aus dem Hause hinaus, bis vor den Schlagbaum. Der Posten wollte uns nicht durchlassen, und der Soldat, der uns geholt hatte, kam wütend ange-

rannt. Es gab ein aufgeregtes Palaver, wobei uns des öfteren die Maschinenpistole unter die Nase gehalten wurde. Schließlich kam ein etwas älterer Russe, der den Streit schlichtete. Ja wohl, wir brauchten nur sauber zu machen, sonst nichts, wir sollten ruhig wieder zurückgehen. Wir gingen zurück, wurden wie zwei rohe Eier behandelt und nach beendeter Arbeit schleunigst wieder abgeliefert. Nach solchen Episoden bekam man wieder Lebensmut.

Es gab daneben mehr als genug Situationen, in denen man ihn verlieren konnte. Bald darauf kam die Einnahme von Danzig. Am Karfreitag marschierten wir nach Oliwa. Wir waren 13 Frauen und an die 1000 Männer. In Oliwa wurden die Frauen entlassen, nur ich nicht. Mit ein paar Russenmädchen und dem Rest der Männer ging es wieder nach Karthaus zurück. Als ich ein paar Tage nach Ostern nun wirklich entlassen wurde, stand ich auf der Straße und wußte nicht wohin. Die polnische Miliz wies mir einen Platz in dem Lager für Deutsche zu. Ich hatte nun ein paar Tage Arbeit und ein paar Nächte Angst. Dann wurde ich wieder von der NKWD verhaftet. Ein jüngerer Oberleutnant erklärte, er wolle die Sache noch einmal in die Hand nehmen, der Hauptmann habe sie nicht ordentlich erledigt. Er sei aber Kommunist und müsse für Gerechtigkeit sorgen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich mir den „Dolmetscher“ genauer ansah. Es war Hans aus dem Bunker. Er erzählte dem Oberleutnant allerlei von Partisanen, deutscher Polizei und Erschießungen.

Inzwischen hatte die polnische Polizei irgendwie gehört, daß beim NKWD eine deutsche Lehrerin existierte. Wieder vergingen ein paar Tage. Eines morgens sahen mich die deutschen Männer, bei denen ich oft saß, alle so ernst an. Schließlich sagte einer von ihnen: „Sie haben diese Nacht Glück gehabt. Die polnische Polizei hat Sie holen wollen, aber der Oberleutnant war dagegen. Wir haben die Männer reden hören. — Wenn die Russen die Polen irgendwie ärgern können, dann tun sie es mit Freuden.“ In der nächsten Nacht kamen die Polen wieder. Ich wurde zum Oberleutnant gerufen und es entspann sich ungefähr folgendes Gespräch: Die Polen fragten den Russen, weswegen ich in Haft sei. Er antwortete, sie sollten mich selber fragen. Das taten sie dann und ich antwortete ihnen, darüber gebe es doch eine Akte, in der alles notiert sei. Die Polen wandten sich wieder an den Oberleutnant, der ihnen aber keine weitere Auskunft gab. Am nächsten Tage wurde ich zur polnischen Polizei gebracht, die sich in einem Mietshaus einquartiert hatte. Hier wurde ich nochmals sechs Wochen eingesperrt und bekam täglich zu hören, daß ich bald erschossen würde. Inzwischen war ich aber schon ziemlich abgebrüht und habe meistens dazu gelächelt, wenn von Erschießen und dergleichen die Rede war. Die Häftlinge lagen unten in den Kellerräumen, ein paar Frauen und eine größere Anzahl Männer. Die Verhöre der Männer waren schrecklich. Wir hörten oft ihr Schreien. Mit den Frauen ging man etwas manierlicher um. Schließlich ließ man mich frei, d. h. ich durfte dort weiter arbeiten, bekam eine Art Ausweis und konnte mich in der Stadt frei bewegen. Wir waren zumeist zu zweit, eine alte Ostpreuße und ich. Sie nähte und flickte und ich machte die Büros und Schlafzimmer sauber, und jede Woche hatten wir eine riesenhafte mordsdreckige Wäsche zu waschen. Das ging so lange, bis ich plötzlich Typhus bekam. Man schaffte mich gleich ins Krankenhaus. Nach sieben Wochen wurde ich entlassen. Vierzehn Tage später traten wir beiden Deutschen die Fahrt in die Heimat an. Wir fuhren über Berent—Konitz—Schneidemühl—Küstrin—Berlin. Die Fahrt war sehr anstrengend, da man ständig auf der Hut vor plündernden polnischen Zivilisten und Soldaten sein mußte. An der Zonengrenze blieb ich einige Tage bei einem Bauern um bei erster möglicher Gelegenheit ohne besondere Erlaubnis über die grüne Grenze zu gehen. Es ging alles glatt. Wie viele Steine fielen mir vom Herzen! Ich hätte allen Leuten um den Hals fallen können. Schon am nächsten Tage, dem 4. September 1945, kam ich gerade zum Mittagessen zu Hause bei meinen Eltern an.

(Der vorstehende Bericht wurde mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Hans Jürgen v. Wilckens dem Erinnerungsbuch „Die große Not. Vertreibung aus Danzig-Westpreußen 1945“ entnommen. Das 531 Seiten umfassende Buch kann direkt vom Verlag „Sarstedter Verlagsdruckerei, Inh. Paul Ziss, Sarstedt/Han., An der Straßenbahn 10“ oder auch durch das Kreisblatt zum Preise von DM 16,80 bezogen werden.

Spendet für die Jugendarbeit!

Die Ordensstadt Schlochau während der Amtszeit des Bürgermeisters Hermann Klatt

Von Dr. Detloff Klatt

Schon als Junge war ich stolz auf meine Heimatstadt. Wenn mein Vater meinen Freunden und mir — noch ehe wir zur Schule gingen — von der alten Ordensburg und ihren Rittern, — von ihren Kriegstaten und der Urbarmachung unseres Landes erzählte, dann erhielten unsere Ritterspiele in den Ruinen der Hochburg bis zum Hexenturm, dem einstigen Eckpfeiler der Außenburg, immer neue Anregungen und Bedeutung. Wir fühlten uns als Nachfahren jener alten Kämpfer und verteidigten die Burg durch Streifzüge und im Nahkampf gegen die anstürmenden Feinde. Von den abenteuerlichen Schilderungen des Vaters konnten wir nie genug hören. Denn das waren keine „Märchen“, wie sie den Kindern in anderen Gegenden vorgetragen wurden. Das alles war lebenswahr und lebensecht; denn der gewaltige wetterharte Turm, die Hochburg und die dazugehörenden Burggräben und -wälle bezeugten es uns.

So wurde in uns — wenigstens bei mir — schon in früher Jugend der Sinn für das Tatsächliche, das geschichtlich Gewordene und Gewesene geweckt.

Wie tief die Liebe zu dem geschichtlichen Werden in meinem Innersten verwurzelt war, kam mir zum Bewußtsein, als ich nach Abschluß meiner theologischen Studien noch drei Jahre Geschichte studierte. Es war mein sehnlichster Wunsch, für meine Doktorarbeit ein Thema aus der Geschichte des deutschen Ritterordens zu erhalten. Die zuständigen Professoren lehnten aber diese Themen ab.

Nach einem reichlich ausgelasteten Berufsleben klopft nun meine Jugendliebe, die alte Ritterburg und das idyllische Städtchen zu seinen Füßen, bei dem Achtzigjährigen an und bittet um einen Baustein zur Geschichte seiner Vaterstadt. Da kann ich nicht „Nein“ sagen.

Hier ist er:

Als mein Vater 1880 sein Amt als Bürgermeister antrat, war es noch üblich, daß in der Frühe des Tages der „Ochsenhirt“ sein Horn erklingen ließ, um Kühe und Jungvieh aus den Nebenstraßen und Gassen aufzufordern, sich dem großen Zug der Herde nach den Bürgerwiesen anzuschließen. Am Abend hielt die Herde dann wieder ihren Einzug und wir Kinder staunten immer wieder, wie jedes Tier sich von selbst aus der großen Schar löste, in die richtige Seitengasse einbog und mit traumwandlerischer Sicherheit vor seinem Stall stehenblieb.

Da die Spuren, die sie auf der Hauptstraße hinterließen — diese lag im Zuge der großen und wichtigen Heeres- und Verkehrsstraße Berlin—Königsberg und war aus Anlaß der Durchfahrt Friedrich I. zur Krönung in Königsberg gründlich ausgebessert worden —, nicht verschwanden, wünschten viele Bürger die Beseitigung dieser jahrhundertealten Einrichtung.

Der neue Bürgermeister versuchte die Stadtväter zur Abschaffung dieser eingebürgerten Sitte zu bewegen. Da stieß er aber auf ungeahnten Widerstand. Noch nach Jahren erzählte der Vater, daß die Durchführung dieser Maßnahme eine der schwierigsten während seiner ganzen Amtszeit gewesen sei. Es mußten nämlich alte, ererbte und erworbene Gerechtsame gelöscht werden!

Alle weiteren fortschrittlichen Verbesserungen fanden aber bei den Stadtvätern und der Bürgerschaft immer mehr Zustimmung.

Der Stillstand der Entwicklung in den vorhergehenden Jahrzehnten hatte vor allem seinen Grund in dem ständigen Wechsel des Stadtoberhauptes. Der Chronist verzeichnet für die Zeit von 1850 bis 1880 folgende sieben Bürgermeister:

1850 — Hanke; 1856 — Kanitz; 1858 — Reuther; 1866 — Kaehler; 1867 — Genelli; 1875 — Demuth; 1877 — Prall; 1880 — Klatt.

Es ist wohl anzunehmen, daß die letzte Ursache dieses häufigen Wechsels in den Nachwehen der Revolution von 1848 sowie der Kriege 1864, 1866, 1870/71 gesucht werden kann.

Aber wo immer auch die Gründe für diese Erscheinung zu suchen sind, feststeht, daß auf den 40jährigen Bürgermeister bei seinem Amtsantritt eine Fülle von Aufgaben wartete.

Es sei betont, daß in der nachfolgenden Schilderung nur von den Bauten, Veränderungen und Ereignissen während der Amtszeit meines Vaters die Rede ist. Diese waren so vielseitig, daß ohne Übertreibung gesagt werden kann, daß das dörfliche Landstädtchen in den Jahren 1880—1904 allmählich einen städtischen Charakter als Mittelpunkt des Kreises Schlochau erhielt.

Als vordringlich wurde von den Stadtvätern die Errichtung eines städtischen Schlachthauses gehalten und 1888 in Betrieb genommen. Zugleich wurde die Regelung des Schulwesens in

Angriff genommen. Der Besuch der beiden Privatknaben- und Mädchenschulen, die bereits 1850 gegründet wurden, war trotz der Zuschüsse der Gemeinde so schwach, daß die Stadtväter ihr Augenmerk zunächst vor allem der Stadtschule zuwandten, von der einige Klassen der neun Lehrer notdürftig in Privathäusern untergebracht waren.

Die Jüdische Privatschule war schon 1877 eingegangen. Die jüdischen Kinder durften von da ab die Stadtschule besuchen und der jüdische Lehrer (Ascher) wurde an der Volksschule angestellt.

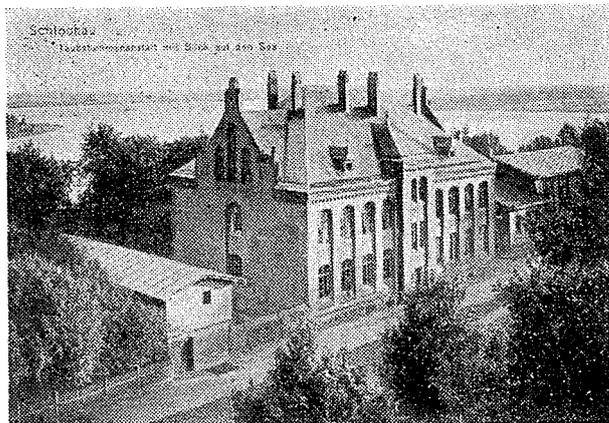
Bei der Schaffung von neuen Klassenräumen in der Stadtschule gab es bei den Stadtvätern viel Hin und Her. Die einen wollten das alte Schulhaus erweitern, während die anderen sich für den Bau eines neuen Schulhauses einsetzten.

Mein Vater hatte sich mit einigen Ratsherren dafür entschieden, eine neue Schule zu errichten und das alte Schulgebäude zu einem Rathaus umbauen zu lassen. Dieses Problem beschäftigte alle Bürger der Stadt, und die Diskussionen hörten erst auf, als die Stadtvertretung den Beschluß zu einem Neubau bzw. Umbau gefaßt hatte. Die neue Stadtschule wurde an der Ecke der Lindenberger Straße mit einem Kostenaufwand von 75 000 Mark erbaut. Sie wurde im Jahre 1892 eingeweiht, hatte zwei Stockwerke und enthielt außer den neun Klassenräumen noch zwei Säle und eine prächtige Aula.

Die Stadt stellte in diesem neuen Gebäude der Landwirtschaftlichen Winterschule, die in den 80er Jahren vom Landwirtschaftlichen Kreisverein gegründet war und deren Verwaltung anfangs in der Hand des Landrats, später in der der Landwirtschaftskammer für Westpreußen lag, ab 1895 zwei Räume zur Verfügung.

In welchen Räumen die 1886 gegründete „Gewerbliche Fortbildungsschule“, deren Verwaltung in der Hand eines Kuratoriums von sechs Mitgliedern unter Vorsitz des Landrates ruhte und deren Mittel vom Handelsministerium bestritten wurden, untergebracht war, habe ich nicht mehr feststellen können.

Nachdem das schon erwähnte alte Schulhaus in der Schloßstraße umgebaut war, hatte die alte Ordensstadt nach 100 Jahren wieder ein Rathaus, in dem alle Verwaltungsstellen vereinigt waren; das alte, ehrwürdige Rathaus auf dem Marktplatz war bei der großen Brandkatastrophe im Jahre 1793, zusammen mit dem größten Teil der Stadt, vernichtet worden.



Schlochau. Die Provinzial-Taubstummenanstalt

Ein Lieblingsgebäude aller Bürger war die am 1. Oktober 1882 zur „Provinzialanstalt“ erhobene Taubstummenschule, deren prachtvolle Lage zwischen zwei Seen am Fuße des Schloßberges und am Rande des Wäldchens auch fremde Besucher an sich zog. Die Schüler und Schülerinnen waren alle bei den Bürgern und Ackerbürgern untergebracht und wuchsen dort durch Vorbild und Anleitung wie von selbst in ein Handwerk, in die Landwirtschaft und in die Hausarbeiten hinein.

Die jährlichen Taubstummenfeste, zu denen sich die früheren Besucher der Anstalt immer wieder ein Stelldichein gaben, sind mir in unvergeßlicher Erinnerung. An diesen Festen beteiligten sich nicht nur Vertreter der Behörden, bis zum Regierungspräsidenten, sondern auch viele Bürger der Stadt. Wenn am Nachmittag zum Tanz gespielt wurde, war es besonders interessant zu beobachten, wie die taubstummen Paare den Takt zur Musik durch hartes Auftreten wirkungsvoll angaben.

Da gab es denn oft ein herzliches Wiedersehen mit den früheren Pflegeeltern und mit der heranwachsenden Schlochauer Jugend. Der ständige Verkehr in der beiderseitigen Schulzeit war so herzlich, daß die geschlossenen Freundschaften noch jahrelang bestanden. Außerdem hat die gemeinsam verlebte Jugendzeit bei allem Frohsinn schon früh in unserem Innern eine ernste Seite anklingen lassen, die für unsere spätere Lebensführung mitbestimmend gewesen ist. Abgesehen davon ist mir die Kenntnis der Zeichen- und Schulsprache der taubstummen Jugendgespielen im Beruf wie im privaten Leben oft sehr nützlich gewesen.

Eine besondere Zierde wurde das Landratsamt durch den Umbau, der auf Betreiben des umsichtigen Landrats von Mach mit einem Kostenaufwand von 120 000 Mark durchgeführt worden war.

Schon vor der Amtszeit meines Vaters war es der Wunsch der Bürger und der Stadtverwaltung, eine staatliche Bildungsanstalt in ihrer Stadt zu haben. Die im Jahre 1872 begonnenen Verhandlungen zwischen den Regierungsstellen und dem Magistrat wegen Errichtung eines Kgl. Lehrerseminars scheiterten jedoch an der Kostenfrage. So blieb der Wunsch der Vater des Gedankens. Aber die Stadtväter hielten viele Jahre hindurch an diesem Plane fest. Ihre Zähigkeit wurde dafür — wenn auch mit einer gewissen Abwandlung — belohnt! — Im Jahre 1900 schloß das Provinzialschulkollegium mit der Stadt einen Kontrakt, in dem sich die Stadtverwaltung zum Bau einer Präparandenanstalt und zur Hergabe einer Landfläche von 25 ar verpflichtete. Die Anstalt wurde am 1. Juni 1902 eingeweiht, und die Stadtväter waren befriedigt, wenn aus dem „Lehrerseminar“ auch nur eine „Präparandenanstalt“ geworden war.

Der schon seit langer Zeit fällige Bau eines städtischen Krankenhauses wurde immer wieder hinausgeschoben, weil die Stadt die Entscheidung des Landratsamtes abwarten wollte, ob das geplante Kreiskrankenhaus in der Kreisstadt Schlochau oder in einer anderen Stadt des Kreises errichtet werden würde. Schließlich entschied man sich für Schlochau und am 10. Oktober 1902 wurde das stattliche, jetzige Krankenhaus eröffnet. Es ist für 40 Kranke und mit einer Isolierstation eingerichtet. Die Krankenpflege versahen 4 Diakonissinnen aus dem Danziger Mutterhaus. Seine Lage war außerordentlich günstig. Der Garten für die Kranken reichte bis zu dem Ufer des Sees hinunter und der groß angelegte Vorgarten wurde eine Zierde der Stadt.

Der landschaftlich besonders schön gelegenen kleinen Ordensstadt entsprach die Sorge der Stadtväter um ihre Städteverschönerung. Der alte, seit Jahrzehnten stillgelegte evangelische Friedhof am Ausgang der Stadt, in der Nähe des Amtsgerichts und des Hotels Deutsches Haus, wurde mit Genehmigung der evangelischen Gemeinde in einen mit alten Bäumen, Promenadenwegen und Ruheplätzen versehenen kleinen Stadtpark umgewandelt. Nur zwei große aufgestellte beschriftete Grabsteinplatten erinnerten an den früheren Gottesacker. In der Mitte der ganzen Anlage wurde im Jahre 1895 ein Denkmal Kaiser Wilhelms I. errichtet. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das alte, etwas vernachlässigte von Buschwerk und Ziersträuchern umgebene Kriegerdenkmal von 1870/71 — am Judenmarkt gelegen — wieder aufgefrischt.

Neben der Anlage kurzer Promenadenwege im Wäldchen und an den in die Stadt führenden Chausseen, die von dem Nachfolger meines Vater großzügig erweitert wurden, galt seine Liebe und Sorgfalt dem unmittelbar an die Stadt angrenzenden über 80 Morgen großen Wäldchen. Dieses war in der Tat ein besonderes Schmuckstück, um das meine Vaterstadt von vielen Besuchern anderer Städte beneidet wurde. Der Eingang von der Stadt führte durch einen aus Felssteinen der alten Ordensburg geschichteten Torbogen, durch den einst die unglückliche Königin Luise auf ihrer Flucht nach Tilsit das Wäldchen betrat, als ihre Wagenkolonne (Conduite) zum Pferdewechsel Rast gemacht hatte.

Eine leicht ansteigende Promenade führte zu einer wichtigen, tausendjährigen Eiche, an deren mächtigem Stamm eine große Eichenholzplatte angebracht war. Auf ihr war ein vom Drechslermeister Karl Weise aus Freienwalde verfaßtes Gedicht zu lesen, das er als Dank für seinen Besuch in ihrem Wäldchen den Schlochauer Bürgern gewidmet hatte. Es lautete:

„Sterbliche Pilger, die Hallen dem Göttlichen bauen,
Kommet, die Hallen aus göttlichen Händen zu schauen!
Pilger, erwachet, wenn sie bei Morgenrotsprach
Himmliche Tränen betauen.

Herrliche Säulen, hoch rauscht's in den Wipfeln.
Dort — laut mahnen die Glocken den grünen Dom zu durchschreiten.

Bleibe nicht fern, wenn sich die Arme des Herrn
Über die Betenden breiten.

Heilige Stille, wer predigt? — Es tönt in der Tiefe
Fühlender Seelen, als ob der Allmächtige rief!
Hörst Du es nicht? — Ja, der Allmächtige spricht:
Wandle gerecht, denn ich prüfe!“

An dem Wäldchen und den beiden großen Seen, deren Arme es wie ein Juwel umfassen, hängen von der Kindheit bis in die Studentenjahre hinein meine schönsten Erinnerungen. In diesem grünenden Dom fanden die Schulausflüge unter Vorantritt der Stadtkapelle (Musikdirektor Borchert) statt, des weiteren das Königschießen der Schützengilde, deren Schützenhaus und Schießstand inmitten der schlanken Buchen stand und deren Kommandant mein Vater lange Jahre war.



Idyll am Amtsee: zwei Wasserträger. Im Hintergrund das Fischerhaus

Das größte Fest für Stadt und Kreis Schlochau war aber die sogenannte Kreistierschau, die alljährlich gestartet wurde und die man heute als „Grüne Woche“ — „en miniature“ bezeichnen würde.

Als Abschluß dieser Schau fand die Vorführung der prämierten Tiere und der erteilten Prämien statt. Unauslöschlich stehen die Bilder dieser Erlebnisse aus den Kindheitstagen vor meiner Seele.

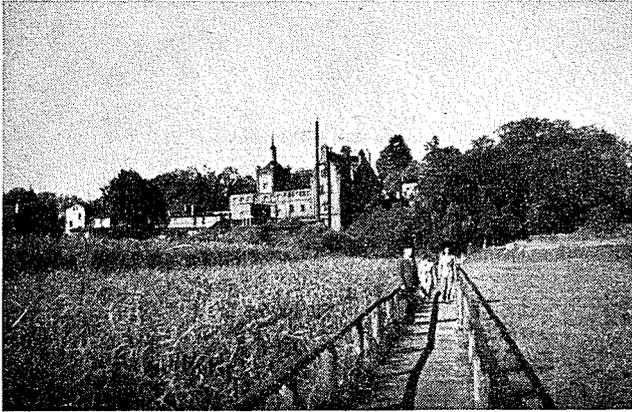
Ein schmucker Reiter sprengte auf schnaufendem Roß in die Bahn. Der Preisrichter verkündet: Rittergutsbesitzer X aus X: Ein Vollblut-Trakehner Hengst! Die Stadtkapelle spielt den Tusch! — Dann: Gutsbesitzer Y aus Z, eine York'sche Sau mit 12 rassechten Ferkeln! Tusch! Die Kapelle spielt ihr Rä-tä-tä-tä! Und wir Jungen schreien und brüllen noch einmal, als der Tusch verklungen war, unser begeistertes Rä-tä-tä-tä. Denn die Sau mit ihren 12 Ferkeln hatte uns so begeistert! Wir wurden vom Platz gewiesen! Diese Szenen spielten sich zwischen dem etwas verwitterten Musikpavillon und dem schmucken Wäldchen-Restaurant ab, welches von dem Konditor Karl Frenz und seiner tüchtigen Frau bewirtschaftet wurde.

Wenige Minuten von dieser schattigen Gaststätte entfernt lagen am Ufer des Sees die beiden Badehäuser, die mein Vater schon zu Anfang seiner Amtszeit hatte anlegen lassen. Hier tummelten wir uns bereits als Jungen gern und konnten schon mit 6 Jahren schwimmen. Der gute Bademeister „Boldt“ hatte manchmal seine liebe Last und Not mit uns, so, wenn wir z. B. als Halbwüchsige den großen Querbaum, der das Bassin für die Nichtschwimmer abschloß, heimlich abmontierten und mit ihm als Sicherheit einen Ausflug auf die Mitte des Sees unternahmen. Dann erschien er mit seiner Trillerpfeife auf dem langen Sprungbrett und drohte mit seinem Rohrstock. Er hatte nämlich von unsern Vätern volles Züchtigungsrecht erhalten, von dem er aber niemals Gebrauch machte.

Als wir erwachsen waren, spielten wir — mit oder ohne die Schlochauer Schönen — einige Partien Tennis. Der Vater hatte nämlich auf Wunsch der Sommergäste, der heranwachsenden Jugend und der auf dem Landratsamt beschäftigten Regierungsassessoren in der Nähe des Wäldchen-Restaurants einen Tennisplatz anlegen lassen, obwohl eine Anzahl Bürger der Ansicht war, daß diese „Art von Sport“ für eine kleine Provinzstadt absolut unnötig sei.

Einmal jedoch kam der Vater wegen des Wäldchens mit der Bürgerschaft in ernsten Konflikt. Er war von dem zuständigen Oberforstmeister, der die Aufsicht über alle Waldungen des Kreises zu führen hatte, in freundlicher Weise aufgefordert worden, einige Morgen des Wäldchens abholzen und neu aufforsten zu lassen. Mein Vater sah diese Maßnahme als notwendig an, die Stadtväter verhielten sich neutral, und viele Bürger forderten energisch eine höhere Entscheidung. Da die

Jahreszeit drängte und ein benachbarter Oberförster ebenfalls die Notwendigkeit bestätigte, wurde die Forderung der Forstverwaltung durchgeführt. Die Unruhe in der Bevölkerung ebte allmählich ab. Zu dem bevorstehenden Weihnachtsfest wurde im Rathaus für den „regierenden“ Bürgermeister ein kleines Weihnachtspaket abgegeben. Es enthielt ein praktisches Handbeil und ein kurzes Scherzgedicht, das die Bitte aussprach, er möge seine evtl. noch einmal auftretenden Abholzungsgelüste durch Zerkleinern des Holzes für Küche und Ofen abreagieren. Das an mich vererbte Beil hat mir noch in meinem Berliner Pfarrgarten gute Dienste geleistet, als die Schlochauer Bürger sich schon lange Jahre an der schmucken Aufforstung gefreut hatten.



Schlochau. Die Brücke über das Moor

Der zweite Zugang zum Wäldchen war nicht weniger romantisch als der durch das Steintor an der Luisenhöhe. Er zweigte von der Konitzer Chaussee, neben der Brauerei von Rudolf Ley, ab und führte auf einem abfallenden Fußweg zu einer über 400 m langen Holzbrücke, die einen verschliffenen Wasserarm, die sogen. Lanke, überquerte. Sie bildete in gewisser Weise eine kleine Sehenswürdigkeit der Stadt. Denn es hatte nicht nur für die Sommergäste, sondern auch für besinnliche Bürger, aber auch schon für uns Kinder einen eigenartigen Reiz, auf diesem langen Holzsteg zu wandeln und dem eigenartigen wispernden Rauschen des über Manneshöhe aufragenden Rohrschilfes und dem Liebeswerben der Rohrdommel mit ihrer starken, dumpfen sehnsüchtigen Stimme zu lauschen.

Kam der Winter ins Land, dann bot der Stadtsee uns bequeme und reichliche Gelegenheit zum Wintersport. Wegen einiger warmen Quellen im See wurde die zum Schlittschuhlaufen bestimmte Fläche polizeilich abgesteckt. Jedes weitere Betreten des Eises war verboten und geschah auf eigene Verantwortung. Soweit ich mich erinnern kann, hat der See während des Winters nicht ein einziges Opfer gefordert.

Für die Wintermonate hatte mein Vater, im Einvernehmen mit anderen Eltern und besonderer Mithilfe meiner Mutter, die als gebürtige Berlinerin aus einer gepflegten hugenottischen Kaufmannsfamilie stammte und für Unterhaltungsspiele besonderes Interesse hatte, für die Jugend ein literarisches Kränzchen eingerichtet. An ihm nahmen die Töchter und Söhne sehr gern teil. Am runden Tisch wurde über alte und neue Literatur bis hin zu den salonfähigen Witzblättern gesprochen und die angehenden „Dichter“ belustigten oder langweilten uns durch Vorträge ihrer Musenkinder. Es gab aber auch Gedichte mit geistvollen Gedankengängen, die, wie das nachfolgende von der Tochter des Taubstummenanstaltdirektors verfaßte, allgemeinen Beifall fanden.

„Bedenk' der Sprache Wunderschrein
Ist dazu da, daß man sich selbst verhehle.
Was drinnen lebt, im Heiligtum der Seele
Spricht man davon, — zu ändern? — Nein!
Die Zahl der Menschen ist so klein
Die meisten, die mit uns durchs Leben geh'n,
Sind ‚Leute‘, die uns nicht und falsch versteh'n.
Doch tritt ein ‚Mensch‘ auf unsres Lebens Schwelle
Auf springt das Tor, die Glocken läuten helle,
Und aus der Tiefē — Sprache — wallt!
Dann ist es Zeit, die Seele zu enthüllen,
Dem Gast den Krug mit reinem Wein zu füllen.
Man spricht — denn horch! — ein Echo hallt.“

Ein dritter Zugang zum Wäldchen — der vor allem für Fuhrwerke und Fahrten aller Art angelegt war — bog von der zum Bahnhof führenden Chaussee an der Taubstummenanstalt ab und verlief zwischen dem Rande des Wäldchens und dem Seeufer an den Badeanstalten vorbei bis zur Schilfbrücke. Neben diesem Fahrweg noch eine Fußgängerpromenade anzulegen, war ein Lieblingsgedanke meines Vaters. Wegen anderer vorordringlicher Aufgaben mußte aber seine Ausführung einer späteren Zeit überlassen bleiben.

Eine für die Stadt unbedingt notwendige, aber sehr schwierige Aufgabe war die Eingemeindung einiger unmittelbar an die Stadt angrenzenden Ländereien. Das hatte sich schon im Jahre 1867 bei dem Bau der Eisenbahnlinie Schneidemühl—Dirschau und ebenso bei dem Bau des Bahnhofsgebäudes für die Bahnstrecke Konitz—Neustettin herausgestellt, als der „Bahnhof Schlochau“ nicht auf städtischem Gebiet errichtet werden konnte. Aus diesen — aber auch aus anderen wirtschaftlichen Gründen — mußte die notwendige Entscheidung einer Flurbereinigung endlich aus dem Stadium langwieriger Verhandlungen herausgenommen und zum Abschluß gebracht werden.

Die Stadt, die sich im Westen wegen des Sees nicht ausbreiten konnte, wurde im Süden, Osten und Norden von fremden Gebieten wie in eine Zwangsjacke eingeschlossen. Das war nun vorüber. Vom Jahre 1900 an gehörten alle in Frage kommenden Ländereien einschließlich der einen Hälfte des Sees, die im Jahre 1897 erworben war, zur Stadtgemeinde Schlochau.

Ob und wann die wichtige Eingemeindung des Dorfes Kaldau dem Bürgermeister und den Stadtvätern gelungen ist, habe ich nicht feststellen können.

Einige Kilometer von der Stadt entfernt lag der 1424 Morgen große Kiefernwald mit großen Torfwiesen. Der Ertrag aus Holzverkauf und den Torfstechereien war eine ständige gute Einnahme für die Stadt. Außerdem war im Sommer die Beerenernte außerordentlich reichlich. Zur Zeit der Reife zogen Scharen von Frauen und Kindern hinaus, um die Beeren zu sammeln. Diese wurden dann aufgekauft und nicht nur nach Berlin, sondern auch nach Paris und London verfrachtet. — Wenn mir in späteren Jahren irgendwo schlechter Rotwein vorgesetzt wurde, mußte ich immer an die heimischen Blaubeeren denken.

Außer einer Anzahl Ehrenämter, die jedem Bürgermeister sozusagen „ex officio“ zustanden, fungierte mein Vater zwei Jahrzehnte hindurch als Amtsanwalt des Schlochauer Amtsgerichts.

Desgleichen versah er das Patronat der evangelischen Kirchengemeinde als Beauftragter der Regierung. Als der amtierende Landrat, der in Schlochau der höchste Beamte war, Anspruch auf dieses Amt erhob, legte mein Vater, der ja mit Arbeit reichlich versorgt war, dieses Amt auch aus dem Grunde nieder, weil er kurz vor seiner Pensionierung stand.

Das Bild der geschilderten Zeitspanne wäre farblos und unvollkommen, wenn hier nicht auch etwas über den Lebensrhythmus und die unsichtbaren Werte der Bewohner der alten Heimatstadt gesagt würde. Gewiß hat jede Stadt und Landschaft ihr eigenes Gepräge. Aber gerade deshalb darf hier darüber nicht geschwiegen werden.

Die Schlochauer Kinder, im Schutze und im Anblick des schicksalumwitterten Ordenssturmes herangewachsen, empfingen bewußt oder unbewußt etwas von dem Geist und der Kraft deutscher Vergangenheit. Noch standen die umfangreichen Anlagen und ausgedehnten Ruinen mit dem unverändert gebliebenen Turm als mahnende Zeugen, — ihrem Deutschtum — trotz des Niedergangs des deutschen Ritterordens nach der Schlacht bei Tannenberg 1410, treu zu bleiben. Treu zu bleiben trotz der 306jährigen Herrschaft der Polen, die die stattliche Burg allmählich verfallen ließen und in der elend gewordenen Stadt nichts weiter zurückgelassen hatten als den massiven Ersatzbau der katholischen Kirche und die noch heute als „Galgenberg“ bezeichnete kleine Anhöhe am Ausgang der Stadt, wo der polnische Scharfrichter seines Amtes waltete. Bis zur Polenzeit wurde in Schlochau keine Hinrichtung vollzogen. Die Todesurteile der Ordensritter wurden alle in der Marienburg vollstreckt.

Es darf auch nicht vergessen werden, daß in den Bürgerfamilien und in der Atmosphäre der Stadt, trotz aller von durchziehenden Truppen und bei der Belagerung der Burg entstandenen Zerstörungen und Verwüstungen, der deutsche Charakter erhalten blieb. Das geht auch aus den in den alten Kirchenbüchern verzeichneten Namen hervor, in denen sich nur ganz selten ein polnischer Name findet. Polnischer Geist und polnisches Wesen sind in Schlochau nie heimisch gewesen. Dabei ist es natürlich auch nach 1772 unter der preußischen Oberhoheit geblieben.

Die Annahme, daß der große Stadtwald im Jahre 1554 durch einen „Rezeß“ der Stadt von den Polen „geschenkt“ worden sei, ist urkundlich nicht belegt.

Abgesehen davon ist es wahrscheinlich, daß es sich bei dem „Rezeß“ — was sich schon aus dem Namen selbst ergibt — um eine Besitzbestätigung des zur Stadt gehörenden Waldes handelte. Denn geschichtlich gesehen ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die deutschen Ordensritter bei der Gründung der Stadt Schlochau den Bürgern nicht nur Ackerland und Fischereigerechtigkeit auf den Seen, sondern auch ein Stück Wald von den ihnen reichlich zur Verfügung stehenden Wäldungen übereignet haben.

Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß ich vor einiger Zeit in einem „Lied auf Schlochau“ lesen mußte, daß ein Dichter — aus geschichtlicher Unkenntnis — oder in vollkommener Verkenntnis der sogenannten dichterischen Lizenz geschichtlich feststehenden Tatsachen gegenüber, den unverändert deutsch gebliebenen Ordensturm in einen „polnischen“ verwandelt, wenn seine Muse singt:

Ein blauer Wald, so weit du schaust,
vom Turme der Starosten.
Es weht ein reiner, herber Hauch
aus diesen Kiefernforsten.

Dies sei hier erwähnt, um zu betonen, daß, solange ich zurückdenken kann, an den geschichtlichen Tatsachen niemand gerüttelt hat.

Zum Verständnis des zähen Festhaltens der Stadt und ihrer Bewohner an ihrer deutschen Eigenart ist es notwendig, die lange Polenherrschaft kurz zu beleuchten. In diesen drei Jahrhunderten bildete sich gleichsam eine Notgemeinschaft, die nur durch Zähigkeit und Fleiß, vor allem durch gegenseitige verständnisvolle Rücksichtnahme auf die Belange des Anderen den Lebenskampf bestehen konnte. Solch eine Einstellung zum täglichen Lebensablauf erbt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, vor allem, wenn die Lebensbedingungen Jahrhunderte lang dieselben bleiben oder sich zeitweise noch verschlechtern. Das war hier der Fall.

Die Starosten wußten zu leben. Die schlichte, vorbildliche Lebensweise der Deutschen Ordensritter war vorüber. In den großen Räumen des Schlosses feierten die Starosten mit ihrem männlichen und weiblichen Gefolge rauschende Feste, fuhren zu den großen Gutsbesitzern zu üppigen Gelagen und veranstalteten in den wildreichen, ausgedehnten Wäldern Jagden in großem Ausmaß.

Ihre Machtbefugnisse waren weit größer als die der früheren Komture. Sie hatten das Recht über Tod und Leben und hielten im Schloß ihre Gerichtstage.

Welches Ansehen die Schlochauer Starosten in Polen besaßen, wird daraus ersichtlich, daß die Würde dieser Starosten dem mächtigen Fürstenhaus der Radziwills in männlicher und weiblicher Linie über 100 Jahre anvertraut war.

Der Gegensatz zwischen dem weltweiten Leben im Ordenschloß und dem Elend in der Bürgerschaft wuchs von Jahr zu Jahr. Zugleich aber wuchs auch die Entschlossenheit und Zähigkeit der Bürger, der Not und dem Elend in gemeinsamer Abwehr zu begegnen. Diese Selbstbehauptung des Einzelnen in der Gemeinschaft ist ein Charakteristikum der Schlochauer, wenigstens bis in die Zeit, die ich überblicken kann.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier als Beweis eine Anzahl Namen und Begegnungen anführen würde.

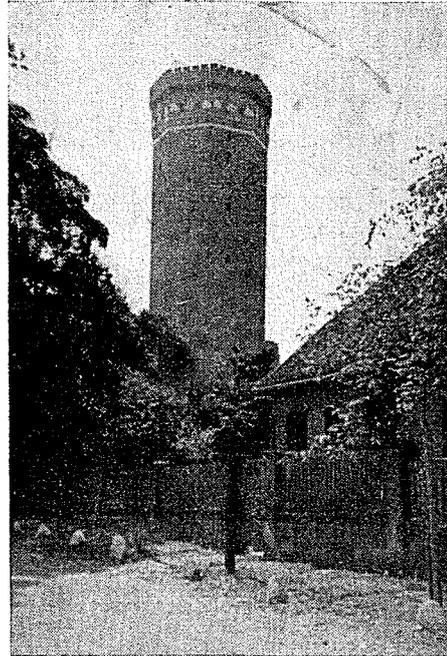
Die bewegende Kraft und innere Beharrlichkeit in einem harmonischen Zusammenleben der Schlochauer Bürger kam mir erst richtig zum Bewußtsein, wenn ich als älterer Gymnasiast oder als Student in meiner Vaterstadt weilte. Politische Gegensätze traten so gut wie gar nicht in Erscheinung und konfessionelle Fragen spielten ebenfalls keine Rolle. Das war auch den jüdischen Einwohnern gegenüber der Fall. In der Stadtschule unterrichtete ein jüdischer Lehrer, der in seiner Freizeit alle Jungen, die die höhere Schule besuchen wollten, in die Anfangsgründe von Latein und Französisch einführte.

Mein Vater war mit einigen jüdischen Bürgern befreundet und die Bürger der Stadt wählten stets einige von ihnen in die städtischen Körperschaften.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß mein Vater täglich neben den einheimischen konservativen Zeitungen das liberale „Berliner Tageblatt“ las. Als ein Landrat kurz nach seinem Amtsantritt an dieser Gewohnheit Anstoß nahm, hatte

mein Vater eine eingehende Besprechung mit ihm. Diese hatte zur Folge, daß der Landrat seine Bedenken fallen ließ.

Als meine Eltern sich entschlossen hatten, den Rest ihres Ruhestandes bei mir in Berlin zu verleben, erhielt ich einige Tage vor ihrer Abreise einen Brief von meinem Vater, in dem er schrieb, er möchte gern mit mir zusammen von seinem lieben Schlochau Abschied nehmen. Das kam mir damals etwas sentimental, fast möchte ich sagen, wehmütig, vor. Aber was ich dann erlebte, belehrte mich eines Besseren.



Der Burgturm und das 2. Pfarrhaus am Weg zum Wäldchen

Wenn ich jetzt seinen Schlochauer Lebensabschnitt übersehe, ist es mir klar geworden, wie stark er mit dieser Stadt und ihrem Schicksal verbunden war. Einen Tag vor der Abreise sagte er nach dem Morgenkaffee: „Mein Junge, nun wollen wir noch einen letzten Rundgang durch die Stadt machen. Die offiziellen Abschiedsbesuche habe ich alle hinter mir.“

Es war ein strahlender Herbsttag. Wir schlenderten die historische Hauptstraße entlang, auf der keine Spuren einer Rinderherde mehr vorhanden waren, und kehrten im Hotel „Deutsches Haus“, bei „Fleig“ gegenüber dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal, — bei Konditor „Frenz“, am Markt, — bei „Hase“ — zwischen der Drogerie Artschwager und der Apotheke, — im Hotel „Janke“ — gegenüber dem Kriegerdenkmal und bei „Oskar Wolfram“, neben dem Rathaus — ein. Das waren die gemütlichen Gaststätten, in denen der Vater bei seinen täglichen Rundgängen durch die Stadt abwechselnd einkehrte. Dann gab es noch einen kurzen Abschiedsgruß bei „Wendlandt“ — gegenüber der Wäldchen-Promenade und das herbstlich gefärbte Blätterdach unseres geliebten Wäldchens nahm uns auf.

Nach kurzer Rast auf der Veranda der anheimelnden Gaststätte mit ihren vielen, vielen Erinnerungen führte uns der Weg vorbei an den Badehäusern zum Hexenturm und zum Fuß des sagenumwobenen Ordensturmes und der mit ihm verbundenen evangelischen Kirche. Beim Rundgang um die Ruinen der Hochburg blieb der Vater an einem steinigen Vorsprung stehen und ließ die Augen über die Stadt, den See und das geliebte Wäldchen schweifen.

Nach einer kurzen Stille legte er seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Mein Junge, wenn Dich das brausende Leben der Weltstadt Berlin auch noch so wild und schmeichelnd umbrandet, vergiß die Heimat nicht, — sie tat Dir Gutes! Und halte Dich im Leben an ein Wort meines Großvaters, des alten Pastor Klatt aus Horst bei Greifswald, das zu befolgen Dein Vater und Deine Mutter immer bemüht waren:

„Begrabe Dein eigenes Leben
in andere Herzen hinein,
so wirst Du, und bist Du ein Toter,
ein ewig Lebender sein.“

Meine Eindrücke vom Treffen der Flatower Jugend in Gifhorn am 28./29. April 1962

Der Zug rollte in Richtung Gifhorn. Meine Gedanken sind: Was erwartet mich dort? Vielleicht sind einige Vorträge interessant?

Isenbüttel ist erreicht. Beim Verlassen des Zuges komme ich gleich mit einer Dame ins Gespräch, die auch zum Treffen will. Einige andere sind auch gerade angekommen; ein Kleinbus bringt uns zum DRK-Haus.

Nach einem sehr freundlichen Empfang nehmen wir im Vortragsaal Platz. Wir sind über 60 Teilnehmer. Der überwiegende Teil sind unverheiratete Jugendliche im Alter von 17—30 Jahren.

Die Tagung ist sehr gut organisiert, Unterkunft und Verpflegung sind vortrefflich, so daß wir uns sofort wohlfühlen.

Die Vortragsreihe eröffnet ein Berliner Pressereferent, Herr Tschappke. Er spricht über das Thema „Berlin heute“. Ganz deutlich stellt er die Gefahr des Welt-Kommunismus heraus. Lenins Ziel, daß die rote Fahne in Berlin und Peking wehen soll, wird vom Osten immer weiter verfolgt. Der erste Schritt des roten Vorhabens ist, daß man von den Gebieten jenseits Oder und Neiße nicht mehr spricht. — Die Freiheit muß auf alle Fälle erhalten bleiben; der große Preis dafür ist die Wachsamkeit! Wir dürfen nicht gleichgültig werden!

Ich bedaure nur, daß in der folgenden Diskussion nur Erwachsene sprechen.

Am Nachmittag berichtet Herr Lenz (bekannt durch seine Kurzgeschichten) über die ostdeutschen Gebiete, ihre geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Bedeutung. Mich interessiert besonders unser Heimatkreis.

Unser Heimatkreisbearbeiter, Herr von Wilckens, spricht kurz über das bisherige politische Verhältnis zum polnischen Staat. Insbesondere aber erwähnt er die Charta der Vertriebenen und bringt seinen Wunsch zum Ausdruck, daß auch für uns das Selbstbestimmungsrecht gelten muß und wir in Zukunft in Freundschaft mit dem polnischen Volke in Frieden nebeneinander leben wollen. Der Beifall der Teilnehmer zeigt ihr Einverständnis mit dieser Einstellung zur Rückkehr in die alte Heimat.

Herr Dr. Ackmann, Oberkreisdirektor des Patenkreises Gifhorn und früherer Landrat von Flatow, betont in seinem Vortrag „Der Patenkreis Gifhorn“, daß das Grenzschicksal und ein Teil der Landschaft an den Kreis Flatow erinnern. Wir sehen viele schöne Aufnahmen von Gifhorn und Umgebung. Die Birken und Kiefern erinnern mich besonders an unsere Heimat, von der ich nicht mehr viel kenne.

Gemütlich geht es beim Kameradschaftsabend im Jägerhof zu, dem auch Gifhorer Jugendliche beiwohnen. Das Tanzbein wird geschwungen und kleine Einlagen sorgen für gute Unterhaltung. Selbst im Bus, der uns zu den Quartieren bringt, herrscht noch fröhliche Stimmung.

Als wir uns am nächsten Morgen beim Kirchgang treffen, sind wir schon alte Bekannte. — Am Ehrenmal in der Schloßkapelle gedenken wir zusammen mit Gifhorer Jugendlichen der Gefallenen des Kreises Flatow.

Beim prasselnden Kaminfeuer sitzen wir im Göpelkeller des Gifhorer Schlosses beisammen. Herr Hoffmann, der Hauptgeschäftsführer der Pommerschen Landsmannschaft, erörtert das Thema „Ost-West-Problem“ und damit die Wiedervereinigung. Er berichtet, daß er viel im Ausland war und Gelegenheit hatte, über die Wiedervereinigung zu sprechen. Man hat dort den Eindruck, daß wir Deutsche diesem Problem im allgemeinen zu gleichgültig gegenüberstehen. — Ist es nicht so? Wer befaßt sich schon mit diesem Thema? — Die Wiedervereinigung kommt nach seiner Meinung bestimmt, und zwar nicht speziell für den Kreis Flatow oder Pommern, sondern für die gesamten deutschen Ostgebiete und das gesamte Europa. Was können wir für die Wiedervereinigung tun? — Bei Gesprächen in der Familie, im Beruf usw. müssen wir dieses Thema immer wieder ansprechen, damit es aktuell bleibt; denn nur dadurch kann eine Wiedervereinigung in Freiheit erfolgen.

Am Sonntagnachmittag wird uns die Teilung Deutschlands noch einmal direkt vor Augen geführt. Mit dem Bus fahren wir ein ganzes Stück an der Zonengrenze entlang. Wir sind alle tief beeindruckt. Mitten durch das Dorf Zicherie verläuft die Grenze. Verwandte und Bekannte dürfen nicht einmal miteinander reden. Auf der östlichen Seite ist es still, und man sieht außer Vopos kaum jemand.

Abends finden wir uns zu einem abschließenden Gespräch zusammen; jetzt beteiligen auch wir jungen Flatower uns an der Diskussion. Bald heißt es Abschied nehmen. Schade, daß ich die neuen Freunde schon wieder verlassen muß; evtl. sehen wir uns im nächsten Jahre wieder.

Am Montag nehmen noch über 20 Jungen und Mädchen an der Besichtigung des VW-Werkes in Wolfsburg teil.

Die Tagung war ein voller Erfolg, und jeder von uns wird

gern daran zurückdenken. — Wir danken allen Organisatoren für die große Mühe. Der besondere Dank gilt unserem Heimatkreisbearbeiter, Herrn von Wilckens, der sich so sehr für uns Jugendliche eingesetzt hat.
Gudrun Rux

Jugendspende Kreis Flatow

Ich möchte allen freundlichen Spendern, die durch ihre Gabe zum Gelingen des Treffens beigetragen haben, den allerbesten Dank sagen.

Mein Bericht kann lauten, daß die Tagung sehr gut gelungen war. Weitere Berichte werden in dieser Zeitung veröffentlicht.

Die Abrechnung des Spendenkontos erfolgt durch Herrn Amtmann Momberg vom Landratsamt Gifhorn. Den Bericht darüber werde ich den Mitgliedern des Arbeitsausschusses zusenden.

Nochmals allen Helfern herzlichen Dank!

F. J. v. Wilckens
Heimatkreisbearbeiter

Pfingsttreffen der Heimatkreisjugend des Kreises Schlochau im Patenkreis Northeim

Liebe jugendliche Heimatfreunde!

Wie Sie alle schon aus dem Kreisblatt ersehen haben, findet in der Zeit vom 9. - 11. Juni 1962 in Northeim das erste Jugendtreffen unseres Heimatkreises statt.

In der Sitzung der Vertreter des Heimatkreisausschusses am 28. April 1962 in Northeim, zu der der Herr Oberkreisdirektor Sauerwein eingeladen hatte, wurde das Programm bis in alle Einzelheiten festgelegt.

Durch großzügige Unterstützung des Landkreises Northeim sind wir in der Lage, allen Teilnehmern, wie aus dem Programm ersichtlich, drei wirklich schöne Tage zu bieten und gleichzeitig sowohl den Patenkreis Northeim, die Zonengrenze und auch den Heimatkreis Schlochau (wenn auch nur in Bildern) kennenzulernen.

Ich bitte daher alle Interessierten um Meldung bis spätestens 30. Mai 1962, damit ich den vorgesehenen Meldetermin für den Patenkreis einhalten kann. Von seiten des Patenkreises ist uns die wunderbar gelegene Siedlerschule Katlenburg zur Verfügung gestellt worden, und es ist daher für uns gegenüber solchem Entgegenkommen selbstverständlich, daß wir die gewünschten Meldetermine einhalten.

Eine größere Anzahl Jugendlicher hat sich schon gemeldet. Einzelheiten über Gemeinschaftsfahrt usw. werden jedem Teilnehmer rechtzeitig mitgeteilt.

In Erwartung Eurer Nachricht zeichne ich

mit heimatlichem Gruß
Horst Quast.

Pfingsttreffen

der Landecker und Adl.-Landecker in Essen vom 8.-11. Juni 1962

Tagungsort: Jugendhaus an der Meisenburg, Meisenburgstr. 1 a. Tel. 77 71 66 (ab Essen, Hauptbahnhof mit der Omnibuslinie 62 bis Jugendhaus).

Anreisetag: Freitag, den 8. Juni 1962, ab 16 Uhr

Abreisetag: Pfingstmontag, den 11. Juni 1962, vormittags

Unkostenbeitrag: je Tag für Verpflegung und Übernachtung 6,— DM

Anmeldung: mit Teilnehmerzahl und Namen sowie genauer Reiseangabe bis Anfang Juni 1962 an Margot Kinnigkeit (geb. Bahrke), Essen-Holsterhausen, Achenbachhang 45, Telefon 79 16 13. Anmeldebestätigung mit Einzelheiten erfolgt dann umgehend von hier aus. Wichtig wegen der Bettenzahl!

Auf Wiedersehen in Essen!

Eure Margot Kinnigkeit

Heimatgruppe Ruhr

Das Essener Frühlingsfest war trotz strömenden Regens am 31. 3. 1962 bis abends doch noch gut besucht, verstärkt durch Gäste der Pomm. Landsmannschaft. — Die Gestaltung der „besinnlichen Stunde“ hatte dankenswerterweise die DJO, Gruppe Königsberg, übernommen, die uns mit Volkstänzen in wertvollen Trachten, mit Liedern und mit sehr eindrucksvoll vorgetragenen Gedichten unseres verstorbenen Heimatdichters Mahlke erfreute. Die Geschichte vom österlichen „Stiepern“, die uns unsere Folkwang-Schauspielschülerin Uschi Steiner (Niesewanz) las, wurde mit viel Schmunzeln aufgenommen. — An die Ansprachen des Kreisvorsitzenden Griep der PLM mit dem Aufruf zur Teilnahme am Bundestreffen am 3. Juni 1962 in Köln und an die Werbung für Urlaubsreisen nach Südtirol durch unseren Düsseldorf-Gast sei hiermit nochmals erinnert. Eine ausgezeichnete Drei-Mann-Kapelle spielte anschließend für jung und alt flott und fleißig zum Tanze auf.

Die Heimatfreunde, die dabei waren — und es waren wieder mehrere neue Teilnehmer unserer Treffen —, versicherten beglückt, daß sie sich auf unser Erntedankfest bereits freuen und bestimmt teilnehmen wollten — ein schöner Dank für die aufgewandte Zeit, Mühe und die entstandenen Kosten. M.

Familien-Nachrichten. Veröffentlichung kostenlos, (Bildpreis auf Anfrage)

Geburt

Eine Tochter: **Elisabeth**. Eltern: Burghard v. Alvensleben aus **Schlochau**, Kreishaus und Frau Helga, geb. Buchardt aus Riga. Jetzt: Göttingen, Am Kreuze 20.

Geburtstage

- 85 Jahre alt wurde am 17. Mai Frau Albertine Hoffmann aus Gr. Jenznick.** Jetzt: Detmold, Johannettentaler Str. 18.
- 85 Jahre alt wurde am 17. Mai Ldsm. Robert Matz aus Heinrichswalde.** Geistig und körperlich noch sehr rüstig wohnt er jetzt im Eigenheim in 224 Heide (Holstein), Virchowstraße 22 und grüßt alle seine Verwandten und Bekannten aus Heinrichswalde.
- 83 Jahre alt wird am 25. Mai Ldsm. Albert Hardel.** Seine Ehefrau, welche vor einem Jahr gestorben ist, war eine geborene Battige aus **Breitenfelde, Kr. Schlochau**. Jetzt wohnt Ldsm. Hardel in Lübeck-Travemünde, Priwall, Altersheim, Haus 4.
- 81 Jahre alt wurde am 19. April Frau Mathilde Kandetzki aus Pollnitz-Abb.** Jetzt wohnt sie in St. Hülfe 134 bei Diepholz und grüßt alle Bekannten und Heimatfreunde herzlich.
- 80 Jahre alt wird am 8. Juni Schuhmachermeister Max Wollschläger aus Prechlau.** Jetzt 4552 Alfhausen, Kr. Bersenbrück, Am Bahnhof.

Am 1. Juni 1962 wird der Reichsbahn-Assistent i. R. **Karl Ortmann aus Baldenburg, Siedlung**

79 Jahre alt.

Jetzt wohnt er in **Kiel-Elmschenhagen, Hultschiner Str. 33.**

Die herzlichsten Glückwünsche zum Geburtstag senden alle Berliner Kinder, Hans und Margot, die Verwandten sowie Freunde und Bekannte.



- 77 Jahre alt wurde am 19. Mai Ldsm. Wilhelm Kiebert aus Krojanke, Bergstr. 288.** Jetzt: Berlin, N. 54, Kastanien Allee 40 bei Kaiser.
- 76 Jahre alt wurde am 29. April der Rentner August Zulka aus Bischofswalde,** während seine Ehefrau am 28. 4. ihren 72. Geburtstag begehen konnte. Am Vortage (27. 4.) feierte ihr Enkelkind Elisabeth, die Tochter des früheren Landarbeiters Franz Dicker und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Kopischke Hochzeit mit Heinz Clausen. Die Familie Zulka wohnt jetzt in 2247, Lunden über Heide, Mühlenstr. 3.
- 75 Jahre alt wird am 31. Mai Frau Helene Foede, zuletzt wohnhaft in Pr. Friedland, Mittelstr. 2.** Jetzt: Brilon/Westf., Voßkuhle 3
- 75 Jahre alt wird am 4. Juni Ldsm. Otto Mischnick aus Flötenstein-Flemmingsort.** Er wohnt jetzt bei seinem Schwiegersohn Otto Pochanke und der Tochter Hildegard in 6532, Oberwesel/Rhein, Im Koster 3 und grüßt alle Verwandten und Bekannten aus Flötenstein und Umgebung.
- 75 Jahre alt wurde am 18. Mai die Witwe Emilie Damitz aus Kirschdorf, Kr. Flatow.** Sie wohnt jetzt bei ihrem Sohn Gustav und dessen Familie in (2) Meichow, Kr. Prenzlau. Sie grüßt alle Bekannten.
- 75 Jahre alt wird am 7. Juni Ldsm. Max Pöplau aus Bärenwalde.** Er wohnt jetzt in Hamburg-Rahlstedt, Ellerneck 54 c und wünscht allen Heimatfreunden ein fröhliches und gesundes Pfingstfest.
- 75 Jahre alt wurde am 23. Mai Frau Berta Geffe aus Adl. Landeck 1.** Jetzt: Düsseldorf-Nord, Norderneystr. 7.
- 75 Jahre alt wurde am 26. Mai Ldsm. Otto Lucht aus Hammerstein, Chausseestr. 10.** Jetzt: 565, Solingen, Untergönnrather Str. 17.
- 70 Jahre alt wurde am 24. Mai der frühere Schmiedemeister Robert Zöpke aus Steinborn.** Er wohnt jetzt in 3251, Schwöber über Hameln und grüßt mit seiner Ehefrau alle Verwandten, Freunde und Bekannten.
- 70 Jahre alt wurde am 11. Mai der Schmied Albert Kansersky aus Prechlau.** Jetzt: 3012, Langenhagen/Han., Karl-Kellner-Str. 91, von wo er alle Bekannten aus der Heimat herzlich grüßt.
- 66 Jahre alt wurde am 25. April Ldsm. Richard Frädrich aus Krojanke.** Jetzt wohnt er in Vogelsdorf bei Berlin und läßt alle Krojancker grüßen.



Am 31. Mai 1962 wird Frau **Elfriede Vorbrott, früher Flatow, Am Bahnhof**

71 Jahre alt

Sie wohnt jetzt in **325 Hameln/Weser, Gröninger Str. 36.**

Mit dem folgenden Gedicht grüßt sie alle Flatower:

Ein Städtchen liegt im Osten, / fern von hier, / Von Wald und Seen umsäumt, hab' ich heut Nacht geträumt, / weil nun der Frühling Einzug hält. — Und als der Traum vorüber, / und ich mich wiederfand, / vor meinem inn'ren Auge / ein ander Bild entstand: / Das Städtchen sah ich verwüstet / und fremde Horden drin. / Die Kirche unversehrt, / ragt über Trümmer hin. — Dann schaute ich vom Bahnhof / ein letztes Mal zurück, / nach dort, wo wir genossen / Jugend und Heimatglück. / Drau muß ich immer denken, / wo ich auch geh und steh: Mein liebes Heimatstädtchen, / ob ich dich wiederseh?

70 Jahre alt

wurde am 25. Mai 1962 Herr **Otto Sawallich aus Waldau, Kr. Schlochau.** Geistig und körperlich ist er noch sehr rege. An diesem Ehrentag fand die Vermählung seiner jüngsten Tochter **Ruth** mit Herrn **Jürgen Lieder** statt. Jetzt: 3111 Bohlsen über Uelzen.



- 65 Jahre alt wurde am 28. April der Landwirt Otto Hass aus Pr. Friedland-Abb.,** während seine Ehefrau Helene, geb. Schliep am 26. April 60 Jahre alt wurde. Beide senden allen Bekannten recht herzliche Grüße aus 6509, Bermersheim, Kr. Alzey/Rheinhessen.
- 64 Jahre alt wird am 30. Mai Ldsm. Aloys Spors aus Förstenua.** Jetzt: Osnabrück, Teutoburger Str. 26.
- 60 Jahre alt wurde am 16. April der früh. Gutsbesitzer Hans Rutz aus Barkenfelde.** Nachträglich unsere herzlichsten Glückwünsche! Ldsm. Rutz wohnt seit Dezember 1960 in 479, Paderborn, Ludwigstr. 19.

Konfirmationen

Am 18. März: **Hannelore Klawitter: 2404 Lübeck-Siems, Borstelweg 21** (Willi Klawitter und Frau Meta, geb. Penke aus **Wilhelmsbruch und Neu-Battrow**).

Am 3. Juni: **Margitta Steuck, 6101, Reinheim über Darmstadt, Hochstr. 3.** (Hermann Steuck und Frau Helene, geb. Schöнке aus **Linde, Kr. Flatow**).

Beförderung

Ldsm. Erwin Badtke in 586, Iserlohn, Soenneckenstr. 43, Sohn des Landwirtes Julius Badtke aus **Wittenburg, Kr. Flatow** wurde zum Oberpostinspektor befördert.



Hohen Besuch hatte die Landw. Hauptgenossenschaft Göttingen. Eine aus 30 Personen bestehende finnische Delegation, darunter ein Minister und mehrere Parlamentsabgeordnete, besichtigte unter Führung unseres Schlochauer Landmannes und Geschäftsführers der Genossenschaft, **Paul Sanders**, die Lager und Silos. Auf unserem Bild überreicht der Leiter der finnischen Genossenschaften unserem Landmann eine reichverzierte, handgeschnittene lappländische Schatulle zum Andenken. Daneben Tochter **Adjuta Sanders**, die als Dolmetscherin tätig ist.

Foto: Schmidt.

80. Geburtstag

Dr. Detloff Klatt, früher Oberpfarrer in der Reichsjustizverwaltung und Sohn des von 1880 bis 1904 in Schlochau amtierenden Bürgermeisters Hermann Klatt, begeht am 28. Mai in Wiesbaden, Emser Str. 5 seinen 80. Geburtstag. In der heutigen Kreisblattaussage berichtet er über seine Heimatstadt.

Bestandene Examina

Frl. Heike Müller-Parcham in Hamburg-Altona, Bahrenfelder Steindamm 37, Tochter des Ldsm. Dr. Dr. Müller-Parcham aus Hammerstein, hat das Pharmazeutische Staatsexamen mit „gut“ bestanden.

Frl. Brigitte Knop in Duisburg-Buchholz, Lambarenestr. 29, früher Zawadda, Kr. Schlochau, bestand an der Pädag. Hochschule in Köln ihr Staatsexamen.

Harald Bierbrauer in Berlin-Neukölln, Hobrechtstr. 15, Sohn des Ldsm. Paul Bierbrauer und seiner Ehefrau Meta, geb. Schmidt aus Linde, Kr. Flatow, bestand nach Abiturabschluss bei der Deutschen Lufthansa Köln seine Prüfung als Luftverkehrskaufmann in Hamburg.

Klaus Redeski, Sohn des verst. Kaufmanns Johannes Redeski und dessen Ehefrau Dorothea, geb. Thiel, früher Schlochau, Baldenburger Str. 15, bestand am 5. Februar an der Herderschule in Rendsburg sein Abitur. Er will Lehrer werden.

Verlobung

Alvo v. Alvensleben in Braunschweig, Physik. techn. Bundesanstalt, früher Schlochau (Kreishaus) mit Frl. Gabriele v. Massow, Tochter des auf dem Felde der Ehre gefallenen Oberstleutnants Hans Joachim v. Massow und seiner Gattin Ilse, geb. v. Burgsdorff in Starnberg/Obb.

Vermählung

am 8. April 1962 Renate Wagner, früher Pr. Friedland, Schützenstr. 5 mit Wilfried Melchior, Junglehrer in Hitzkirchen, Kr. Büdingen/Hessen.

Silberhochzeiten

am 4. Mai 1962 die Eheleute Hermann Geisbusch und Frau Cäcilie, geb. Mausolf aus Pollnitz. Jetzt: 544, Mayen/Eifel, Hinterburg. Die besten Grüße allen Verwandten und Bekannten!

am 14. Mai 1962 die Eheleute Franz Schulz und Frau Lisbeth, geb. Schacht aus Briesnitz, Kr. Schlochau. Sie wohnen jetzt in 4996, Holzhausen Nr. 209, Kr. Lübbecke/Westf., und grüßen alle Bekannten aus der Heimat.

40. Hochzeitstag

am 23. Mai 1962 Malermeister Kurt Brandt und seine Ehefrau Käthe, geb. Magnus aus Hammerstein. Jetzt: Teltow/Mark, Hortensienstr. 15.

Goldene Hochzeiten

im Januar 1962 das Ehepaar Deick aus Hasseln, Kr. Schlochau. Jetzt: Duisburg-Hüttenheim, Rosenbergstr. 1.

am 27. Mai 1962 die Eheleute Otto Lucht und Frau Ottilie aus Hammerstein, Chausseestr. 10. Jetzt: 565, Solingen, Untergönnrather Str. 17. Die herzlichsten Glückwünsche von der Tochter Ilse, sowie Charlotte, Anneliese und Gisela.

Pfingstgrüße

Allen Verwandten und Bekannten aus der alten Heimat herzliche Pfingstgrüße! Max Wollschläger und Frau. Wilhelm Campe und Frau Elisabeth, geb. Wollschläger.

Es starben fern der Heimat

Frl. Helene Kaplusch aus Pr. Friedland, Marktstr. 19 am 19. April 1962 in Dannenberg/Elbe. Sie folgte ihren Geschwistern Bertha und Alfred Kaplusch.

Ldsm. Bernhard Janke aus Pr. Friedland im Alter von 59 Jahren.

Anschriftenänderungen

Lehrer Alois Fedke aus Schlochau, Mittelstr. 1. Jetzt: Berlin-Lankwitz, Elisabethstr. 20 — Carl Heymann und Familie und Tochter Christel Itzerodt, geb. Heymann, aus Gr. Jenznick bisher in Wartjenstedt. Jetzt: im eigenen Hause in 6522, Osthofen, Kr. Worms, Gartenstr. 10 — Hedwig Pieshold, geb. Wollschläger aus Schlochau-Kaldau. Jetzt: Bremen-Blumenthal, Langenfeld 19 — Hedwig Gatz aus Gr. Jenznick. Bisher Hamburg 6, Marktstr. 107, H. 8. Jetzt: Hamburg-Garstedt, Krummer Weg 1 — Elly Dyszak, geb. Lieske aus Pr. Friedland. Jetzt: Dortmund-Hörde, Am Marksbach 28 — Ursula Donnhauser, geb. Hagner aus Peterswalde. Jetzt: Dieburg, Berliner Str. 36 — Ursula Mohnberg, geb. Pinnow aus Steinborn. Jetzt: 3139 Riekau-Siedlung 11 über Dannenberg — Hermann Becker aus Rich-

nau. Jetzt: 581, Witten-Annen, Freiligrathstr. 79 — Gerhard Otto aus Christfelde-Abb. Jetzt: Berlin-W. 30, Goebenstr. 14 — Waltraud Kipp, geb. Jaster und Familie aus Barkenfelde. Jetzt: im eigenen Hause in Horb/Neckar, Jahnstr. 17 — Karl Ortmann aus Baldenburg. Jetzt: 8804, Dinkelsbühl, Sudetenstr. 4 — Arnold Ley, Brauereibesitzer aus Schlochau. Jetzt: 3554, Cappel über Marburg/Lahn. Ronhäuser Str. 22 — Werner Koch aus Pr. Friedland. Jetzt: 403, Ratingen, Ernst-Tacke-Weg 11 — Helene Luedtke, Lehrerin i. R. aus Krojanke und Hammerstein. Jetzt: 311, Uelzen, Gr. Liederner Str. 33, d. II. — Bauer Erwin Coerlin aus Schwente, Kr. Flatow. Jetzt: 5159, Sindorf, Kr. Bergheim, Bez. Köln, Fuchsiusstr. 21 — Willy Walter, Ingenieur, mit Familie aus Lancken, Kr. Flatow, bzw. Flatow, bisher Hamm/Westf. Jetzt: 53 Lengsdorf über Bonn, Im Feldpütz 15, III. — Gertrud Kallies aus Tarnowke. Jetzt: 4132, Kamp-Lintfort, Schulstraße Nr. 126 b. — Gertrud Kampmann aus Linde. Jetzt: Geisenkirchen-Buer 2, Horster Str. 285 — Joachim Guderjahn aus Flatow. Jetzt: 5983, Balve (Kr. Arnsberg), Alte Gerichtsstr. 5.

Familien-Anzeigen

Unser Heiner hat ein Schwesterlein bekommen.

Marianne

Dieses zeigen hochehrent an die Eltern

Heinrich Rupprechter und Frau Margarete
geb. Kulahs

8982 Forsthaus Rohrmoos, bei Oberstdorf/Allgäu
Früher Eisenhammer, Kreis Schlochau

Zum Fünfzigjährigen

(am 19. oder 20. Mai 1962)
wünscht alles Liebe und Gute
„1001“

Als Verlobte grüßen

Marie-Luise Bresenn

Siegfried Balkau

12. Mai 1962

Recklinghausen (48) Großdornberg über Bielefeld 2
Waldweg 144
Früher Kaldau-Neuland,
Kr. Schlochau

Ihre Vermählung beehren sich anzuzeigen

Johannes Wollschläger

Irma Wollschläger

geb. Munser

Früher: Penkuhl, 8

Früher: Sudetenland

6143 Lorsch/Hessen, von-Hausen-Str. 5

Wir haben geheiratet

Karl Herm - Gisela Herm

geb. Böhme

755 Rastatt

Früher: Prützenwalde

Bahnhofstraße

Kr. Schlochau

im März 1962

Für die vielen Glückwünsche und Aufmerksamkeiten, die mich anlässlich meines 70. Geburtstages erreichten, sage ich allen Landsleuten meinen besten Dank.

Leo Weidlich

Urkundenübersetzung — Beschaffung aus Grenzmark, Polen, Osteuropa
K. FÜNFEICH, Braunschweig, Postfach 317

Für die so zahlreichen Glückwünsche und Grüße zu meinem 80. Geburtstage, die mich sehr erfreut haben, möchte ich auf diesem Wege allen Heimatfreunden meinen innigsten Dank sagen.

Mit heimatlichen Grüßen
Frau **Hermine Engel**, geb. Mierau

Meldorf, Claus-Harms-Str. 25
Früher Pr. Friedland, Markt 24

Wer kann mir Auskunft geben über meine Mutter:
Frau Frieda Kobold, Flatow, Kujaner Chaussee, b. Kroll?
Ich habe seit Anfang 1945 keine Nachricht mehr erhalten. Ich bin für jeden Hinweis, sei er auch noch so klein, dankbar.

Frau Gerda Klaus, geb. Kobold
Düsseldorf-Gerresheim
Sandträgerweg 3 a

Durch einen tragischen Verkehrsunfall wurde am 11. Mai 1962 mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder, Schwager und Onkel,

Bundesbahnsekretär

Conrad Hoppe

aus diesem Leben abberufen.

In tiefer Trauer:
Anna Hoppe, geb. Golka
Hans Zierke und Frau Klara, geb. Hoppe
Konrad Hoppe
Rosemarie Hoppe
Hans Thomsen und Frau Edelgard,
geb. Hoppe
Heideloire Hoppe
Karin, Sabine, Matthias als Enkelkinder
und alle seine Geschwister

2132 Visselhövede, Liegnitzer Str. 6, im Mai 1962
Früher Firchau und Eisenhammer

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief am 15. April 1962 mein lieber Mann, unser guter Vater, Bruder, Schwager und Onkel, der

Lehrer i. R.

Walter Laase

kurz vor Vollendung seines 72. Lebensjahres.

In stiller Trauer:

Elfriede Laase, geb. Pieske
Gerda Laase
Werner Laase, vermißt

237 Büdelsdorf/Rendsburg, Ulmenstr. 2
Früher Wittenburg, Kr. Flatow

Nach schwerem Leiden entschlief heute unsere liebe Mutter und Schwiegermutter

Berta Brodde

geb. Reske
aus Baldenburg

kurz nach ihrem 80. Geburtstag.

Im Namen der Hinterbliebenen
Gerda Schweitzberger, geb. Brodde
Heinz Schweitzberger

Berlin-Schöneberg, den 18. April 1962
Bayerischer Platz 9



Gott, der Herr, erlöste nach längerer, schwerer Krankheit am 19. April 1962 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter

Frau Hedwig Vollmer

geb. Kelm

im Alter von 72 Jahren.

In stiller Trauer:

Margarete Hoffmann, geb. Vollmer
Paul Hoffmann, Techn. Direktor
Paul Vollmer, Oberarzt (vermißt)
Hans Vollmer
Elisabeth Vollmer, geb. Nolte
Alexius Vollmer
Margrit Vollmer, geb. Bannhagel
Monika, Katharina und Hans-Ulrich
als Enkelkinder

Berlin-Steglitz, Lessingstr. 4
Früher Schlochau-Kaldau

Die Beerdigung fand statt am Donnerstag, dem 26. April 1962, um 13.30 Uhr auf dem St. Matthias-Friedhof, Mariendorf, Röblingstr. 95.



Am Montag, dem 26. März 1962, abends 8.20 Uhr, schloß mein lieber, herzenguter Mann, mein geliebter Bruder, unser treusorgender Schwiegersohn, lieber Schwager und Onkel

Hermann Schnick

geboren in Pr. Friedland, Brunnenstraße

kurz vor Vollendung seines 75. Lebensjahres infolge eines Herzinfarkts, für uns noch unfaßbar, für immer seine lieben Augen.

Die Heimat trug er im Herzen.

Wer ihn kannte, weiß, was wir verloren haben.

In stiller Trauer

im Namen aller Angehörigen:
Erna Schnick, geb. Holzhüter

Berlin-Grunewald, den 3. Mai 1962
Charlottenbrunner Str. 38

Die Trauerfeier fand am Montag, dem 2. April 1962 um 14.30 Uhr im Krematorium Berlin-Wilmersdorf unter großer Anteilnahme von Verwandten und Freunden statt.

Stets einfach war Dein Leben,
Nie dachtest Du an Dich,
Nur für die Deinen streben
War Deine höchste Pflicht.

Völlig unerwartet hat der allmächtige Gott nach kurzer, schwerer Krankheit heute unseren über alles geliebten, herzenguten, niemals müden Vater, Schwiegervater, Großvater, Urgroßvater, Bruder, Schwager und Onkel, den

ehem. Fleischbeschauer und Landwirt

August Schnarr

im Alter von 78 Jahren abgerufen in die Ewigkeit.

In stiller Trauer:

Ehrenfried Schnarr und Frau Anneliese,
geb. Bogasch

Hans Schewe und Frau Irene, geb. Schnarr
Enkelkinder, Urenkel und alle Anverwandten

4355 Waltrop/Westf., Breslauer Str. 6 und Gut Hasel-dorf/Holstein, den 18. März 1962
Früher Treuenheide, Kr. Flatow

Die Trauerfeier fand statt am 22. März um 14 Uhr in der Friedhofskapelle in Waltrop. Er ruht nun an der Seite unserer lieben Mutter.

Sei getreu bis an den Tod,
so will ich dir die Krone des Lebens geben.
Offenbarung Joh. 2, 10

Fern der geliebten ostdeutschen Heimat erlöste nach einer schweren Krankheit der Herr über Leben und Tod unsere herzengute Mutter, Schwiegermutter, unsere liebe Oma, Schwester, Schwägerin und Tante

Martha Johanna Wachholz

geb. Rösner
früher Lanken, Kr. Flatow

im 75. Lebensjahr von ihren mit großer Geduld und Tapferkeit ertragenen Schmerzen.

In stiller Trauer:

Karlheinz Wachholz und Frau Ursula,
geb. Stahl

Cyrill Logan und Frau Elfriede,
geb. Wachholz

Rolf-Peter, Rainer, Volker, Gunter Wachholz

Marina und Angela Logan
als Enkelkinder

und alle, die sie lieb hatten.

2405 Ahrensböök, Bez. Kiel, den 30. April 1962
Triftstr. 19

Trauerfeier am Freitag, dem 4. Mai 1962, um 15.30 Uhr
in der Ahrensböök Kirche.

Überführung und Beisetzung am 5. Mai 1962 auf dem
Waldfriedhof in Wolfsburg (Patentreis Gifhorn-Ost).



Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief
am 1. Osterfeiertag unser lieber Vater, Groß-
vater und Urgroßvater

Karl Heyden

im 87. Lebensjahr fern der Heimat
Er folgte unserer lieben Mutter nach neun
Monaten in die Ewigkeit.

In stiller Trauer:

Karl Gutjahr und
Frau Charlotte, geb. Heyden
Witwe Berta Hübner,
geb. Heyden

Reinhold Rach und Frau Erna,
geb. Heyden

Gottfried Heyden und
Frau Margot, geb. Fenrich

Witwe Louise Bullert,
geb. Heyden

Richard Latotzki und Frau Marie,
geb. Heyden

11 Enkel und 4 Urenkel

Hameln (Weser) früher Flatow
Die Beerdigung hat auf dem Waldfriedhof Hameln-Wehl
stattgefunden.

Nach kurzer, schwerer Krankheit entschlief heute meine
innigstgeliebte Tochter, unsere gute Schwester, liebe-
volle Tante, Schwägerin, Enkeltochter und Nichte

Waldtraute Fischer

* 3. 3. 1928 † 26. 4. 1962

In tiefer Trauer:

Hertha Fischer, geb. Bienert

Paul Bienert

Irmhild Kallweit, geb. Fischer

Dipl.-Forstwirt Oskar Kallweit

Gerlinde Wißdorf, geb. Fischer

Dr. Horst Wißdorf

Helke Fischer und

Dr. Richard Pertsch

Birgitt Fischer

Andreas, Heike und Sabine Kallweit

Hannover, Jordanstr. 47
Früher: Pr. Friedland, Düstergasse 3

Nach Gottes heiligem Willen verschied am 2. April 1962
mein lieber Mann, unser herzenguter Vater, mein guter
Sohn, Schwiegervater, Schwiegersohn, Großvater, Bruder,
Schwager und Onkel

Herr Willi Wollermann

im Alter von nahezu 56 Jahren.

In tiefer Trauer:

Charlotte Wollermann, geb. Hohensee

Christa Läufer, geb. Wollermann

Helmfried Wollermann, Burghard Wollermann

Ernst Läufer

Jürgen und Winfried als Enkel

und die übrigen Verwandten

5164 Nörvenich über Düren, Mühle
Früher Mühle Preußenfeld, Kr. Flatow

Der Herr über Leben und Tod nahm heute, vier Wochen
nach dem Heimgang unseres lieben Vaters, unsere innigst-
geliebte Mutter, unsere gute Tochter, Schwester und
liebe Omi, Frau

Charlotte Wollermann

geb. Hohensee

zu sich in sein ewiges Reich. Sie wurde im Alter von
44 Jahren nach kurzer, schwerer Krankheit von ihrem
Leiden erlöst.

In unsagbarem Schmerz:

Christa Läufer, geb. Wollermann

Ernst Läufer als Schwiegersohn

Helmfried Wollermann

Burghard Wollermann

Jürgen und Winfried als Enkel

Arthur Hohensee

Margarete Hohensee, geb. Barke

Hans-Joachim Hohensee

und die übrigen Anverwandten

5164 Nörvenich über Düren, Mühle, den 29. April 1962
Früher Mühle Preußenfeld, Kr. Flatow

Am 30. März 1962 rief Gott der Herr seinen treuen
Diener, unseren lieben Vater, Schwiegervater, Großvater
und Urgroßvater, den

Schmiedemeister

Albert Rahmel

nach kurzer, schwerer Krankheit im gesegneten Alter
von 88 Jahren heim in seinen Frieden.

Familie Josef Schwemin

Familie Alfred Konitzer

Maria Baurmann und Söhne

Familie Norbert Rahmel

Familie Helmut Rudloff

Heiligenstadt, Lindenallee 11
Früher Steinborn, Kr. Schlochau

Plötzlich und unerwartet entschlief am 9. April 1962 mein
lieber, guter Mann, unser treusorgender Vater, Schwie-
gervater und Großvater

Albert Lemke

nach Vollendung seines 70. Lebensjahres.

In stiller Trauer:

Maria Lemke, geb. Krause

Heinz Lemke

Herbert Lemke und Frau Gertrud,

geb. Jensen

seine lieben Enkelkinder

und alle Angehörigen

225 Husum, Gurlittstr. 33
Früher Schlochau, Mittelstege 8



Ich glaube an die Auferstehung
und das ewige Leben.

Nach kurzem Krankenlager ist am Palm-
sonntag unsere liebe Mutter, Schwieger-
mutter, Oma, Schwägerin und Uroma

Frau Agnes Roggenbuck

geb. Schülke

nach einem aufopferungsvollen Leben, ver-
sehen mit den heiligen Sterbesakramenten,
im Alter von 74 Jahren heimgegangen.

In stiller Trauer:

Adalbert Roggenbuck (vermisst)
und Frau Margarete, geb. Prill
Franz Roggenbuck, Pater M.S.F.
Martin Bork und Frau Maria,
geb. Roggenbuck
Otto Roggenbuck
und Frau Aenne,
geb. Streppelhoff
Leo Roggenbuck
und Frau Maria, geb. Besten
Hans Kops und Frau Agnes,
geb. Roggenbuck
Hubert Roggenbuck
und Frau Anna, geb. Trojahn
Hermann-Josef Weber
und Frau Elisabeth,
geb. Roggenbuck
Enkel, Urenkel
und alle Verwandten

5251 Schnellenbach über Engelskirchen, im April 1962
Früher Flötenstein

Die Beerdigung fand statt am Mittwoch, dem 18. April
1962, um 8.45 Uhr von der Totenhalle Ränderoth aus.

Nach einem gesegneten, glücklichen Leben schenkte Gott,
der Herr, meinem lieben Mann, unserem gütigen Vater
und Schwiegervater, Bruder, Schwager und Onkel

Dr. med. H. B. Siebert

geb. 19. 2. 1878 gest. 10. 5. 1962

aus Mauersin und Waldau, Kr. Schlochau

die ewige Ruhe.

Im Namen der Hinterbliebenen:

Hermine Siebert, geb. Wemmer
Ursula Mennicken, geb. Siebert
Dr.-Ing. G. Mennicken
Marg. Stübs, geb. Siebert
Bergrat F. Wemmer
Dipl.-Ing. H. J. Feldhusen
2 Enkelkinder Peter und Andreas
Neffen und Nichten

Bad Homburg v. d. H., den 10. Mai 1962
Victoriaweg 18

Mein lieber Mann, unser guter Vater und Großvater

Landwirt

Karl Balkau

geb. 6. 10. 1890 gest. 19. 3. 1962

ist nach langem, schwerem Leiden für immer von uns
gegangen.

In stiller Trauer:

Antonie Balkau, geb. Giese
Kinder und Enkelkinder

Hannover

Lister Damm, Kol. Immergrün 16
Früher Baldenburg



Gregor Remer

Lehrer i. R.

* 3. 8. 1893 † 3. 5. 1962

Gott, der Allmächtige, hat meinen lieben
Mann, unseren guten Vater, Großvater, Bru-
der, Schwager und Onkel nach langem Lei-
den erlöst.

In stiller Trauer:

Emmy Remer, geb. Walter
Angelika Hausdorff, geb. Remer
Hansjoachim Hausdorff
Norbert Remer
Otto Remer
Ehrentraut Ramsthaler, geb. Remer
Hugo Ramsthaler
Silke und Sabine

4034 Angermund (Bez. Düsseldorf), den 3. Mai 1962
Heiderweg 15, Haus Grenzmark
Früher Heinrichswalde, Kr. Schlochau

Müh' und Arbeit war dein Leben,
Ruhe hat dir Gott gegeben.

Gott, der Herr, erlöste heute unseren lieben, stets treu-
besorgten Vater, Schwiegervater und Großvater, unseren
guten Bruder, Schwager und Onkel

Hermann Kohls

im gesegneten Alter von nahezu 87 Jahren.

In stiller Trauer:

Seine Kinder
und Anverwandten

Düsseldorf-Eller, den 12. April 1962
Gertrudisplatz 21
Früher Gursen, Kr. Flatow

Nach längerer Krankheit entschlief am 30. April 1962 im
Alter von 87 Jahren unser lieber Vater, Großvater,
Schwager und Onkel, der frühere Mühlengutsbesitzer

Carl Meißner V.

aus Wonzow, Kr. Flatow

Hannover-Kleefeld
Nackenberger Str. 10

Im Namen der Familie
Karl Meißner

Am 2. April 1962 entschlief nach kurzer Krankheit un-
sere liebe Mutter, Schwester, Schwiegermutter, Groß-
mutter und Urgroßmutter

Frau Agnes Lenski

geb. Behrendt

im Alter von 91 Jahren.

In stiller Trauer:

Philomena Brömmer, geb. Lenski
Bernhard Lenski und Frau Hanna
Helene Billig, geb. Lenski
Alois Lenski und Frau Elli
Paul Lenski und Frau Edith
Konrad Lenski und Frau Käthe
Gertrud Lenski, geb. Blank
Enkel- und Urenkelkinder

Berlin-Schöneberg, Welslerstr. 4
Früher Krojanke, Thorner Str. 147

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal
in der zweiten Monatshälfte und kostet vierteljährlich durch die Post be-
zogen 1,81 DM und 9 Pf. Zustellgebühr. Im Drucksachenversand vierteljähr-
licher Preis 1,90 DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte durch den
Herausgeber. Fast alle älteren Nummern (seit 1953) sind noch lieferbar.
Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt
beim Herausgeber in Bonn 5, Postfach 45 bestellt werden. Es hat die Kenn-
nummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste unter „N = Neues“ ver-
zeichnet. Abbestellungen nur vierteljährlich vom Vierteljahresersten zum
nächsten Vierteljahresersten.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten Einsendungen müssen für die lau-
fende Ausgabe jeweils bis zum 1. eines jeden Monats beim Herausgeber ein-
getroffen sein.

Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Post-
scheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 45.

Postanschrift: Kreisblatt, Bonn 5, Postfach 45.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.